

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift der Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 1.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Januar 1886.

Inhalt: Die Karolinen und ihre Bewohner. — Die Kirche Albaniens. — Die Gefangenen des Mahdi. — Nachrichten aus den Missionen: Tongking; Hinterindien; Sudan; Nordamerika; Oceanien. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Marienkinder.

Die Karolinen und ihre Bewohner.

Durch den Streit zwischen Deutschland und Spanien um den Besitz der Karolinen, zu dessen friedlicher Beilegung die Vermittlung unseres Heiligen Vaters, Leo's XIII., angerufen wurde, ist das allgemeine Interesse auf jene selten besuchten und im Ganzen noch wenig bekannten Inselgruppen hingelenkt, welche im weiten Südmeere wie Blumensträuße hingestreut liegen. Eine kurze Darstellung der früheren Missionsversuche, an denen auch mehrere deutsche Missionäre aus der Gesellschaft Jesu theilnahmen, einer spätern Nummer dieser Blätter vorbehaltend, wollen wir für heute eine Schilderung des Landes und seiner Bewohner versuchen.

1. Die Karolinen.

Die große Inselwelt der Karolinen erstreckt sich östlich von den Philippinen in einer Ausdehnung von 32 Längengraden und nahezu 500 geographischen Meilen bis an die Gruppe der Marshallinseln. Nordwärts von diesem langgestreckten Inselgürtel, dessen Breite etwa neun Grad beträgt, liegen die Marianen oder Ladronen, südwärts der Neu-Britannien-Archipel oder, wie er jetzt in Deutschland genannt wird, der Bismarck-Archipel, und die Nordküste von Neu-Guinea, das jetzige Kaiser-Wilhelm-Land. Die 500 größeren und kleineren Inseln haben zusammen nur 1450 qkm oder etwa 26 □ Meilen Land, und auch davon ist bei weitem der größte Theil unbewohnbar. Korallenriffe, durch welche Riden zu brauchbaren Häfen führen, umschließen die Inseln einzeln oder gruppenweise. An ihnen bricht sich die rauschende Brandung. Der Mehrzahl nach sind es niedere Laguneninseln (Atolle), deren Landgürtel kaum um Meterhöhe die höchste Fluth überragen; nur durch

den Reichthum ihres Pflanzenwuchses sind sie aus einiger Entfernung schon dem Auge des Seefahrers erkenntlich. Wie Riesenkränze aus Grün und Blumen geflochten schwimmen sie in der dunkelblauen Fluth des Stillen Oceans. Von besonderer Schönheit sind die fünf höheren und bergigen Inseln, welche vulkanische Kräfte aus dem Meere emporgehoben haben. Große Brodfruchtbaumwälder, von schlanken Kokospalmen und zierlichen Pandanus (einer palmenähnlichen Baumgattung) umgeben, bedecken dieselben bis zu den höchsten Gipfeln; nur das bebaute Land und einige sumpfige Stellen in den Thälern sind nicht von den Baumkronen, durch welche sich Rianen mit großen, grellen Blüthenbolben schlingen, wie mit einem Blätterdache überspannt.

Von den vielen Inseln und Riffen verdienen nur wenige einer besondern Erwähnung. Die westlichste und zugleich die größte Gruppe, welche von vielen Geographen als selbständiger Archipel aufgeführt wird, ist die Gruppe der Palau- oder Pelew-Inseln (acht □ Meilen mit 10 000 Einwohnern). Villalobos entdeckte sie schon 1543 und nannte sie bezeichnend Arrecifes, d. h. Riffinseln. Baobelthaob ist das größte Eiland und mißt 300 qkm; es ist gut bewässert und sehr fruchtbar; besonders zu nennen ist noch Sonfrol oder die St.-Andreas-Insel, weil auf derselben am St.-Andreas-Tag 1710 Jesuitenmissionäre zuerst das Kreuz aufpflanzten. — Die zweite Gruppe hat ihren Namen von der Hauptinsel Yap, welche in letzter Zeit so oft genannt wurde. Yap besteht aus zwei durch eine schmale Landzunge verbundenen Hälften, ist 207 qkm groß und zählt 2700 Einwohner. Vielleicht hatte sie schon 1625 der Holländer Schapenham gesehen; später entdeckte sie der Spanier Lazcano und gab

ihr zu Ehren seines Königs, Karls II., den Namen Karolina, welcher in der Folge auf den ganzen Archipel übergang. Yap ist nicht nur eine der schönsten, sondern auch der am besten bebauten Karolineninseln; auf ihr machten die Urwälder herrlichen Hainen von Frucht-bäumen und Palmen Platz. Ihre Berge aus tuffartigem Gesteine erheben die mit Farn und Gras bewachsenen Gipfel bis zu einer Höhe von 400 m; im Süden senken sich dieselben sanft zu einer ausgedehnten, fruchtbaren Ebene herab. Ringsum wird die Doppelinsel von einem breiten Korallenriffe umschlossen, durch welches nur wenige Kanäle den Zutritt gestatten. Der wichtigste führt an der Südostküste zu der herrlichen Bai, welche die beiden Halbinseln trennt und den guten Hafen von Tomil (oder Kul) bildet.

Westlich von Yap erstrecken sich in verschiedenen Gruppen und einem ganzen Gewirre von Inseln und Riffen die mittleren Karolinen. Da ist zunächst Fais zu nennen, dessen Bildung derjenigen der umliegenden Eilande ganz unähnlich ist. In steilen, oft fast senkrechten Wänden von Korallenkalkstein erhebt es sich bis 30 m hoch aus dem Meere zu einer Art Hochebene, deren erhöhter Rand die einstige Lagune noch erkennen läßt: es ist offenbar ein durch unterseeische Kräfte emporgerücktes Atoll. Anker- und Landungsplatz fehlen; dafür haben die wichtigeren Inseln Ulea und Lamurec gute, gesicherte Häfen. Farroilap ist wichtig, weil es den Marianen zunächst liegt; es wurde 1696 von dem Spanier Rodriguez entdeckt. Rug oder Hogoleu mißt 132 qkm und hat 5000 Einwohner.

Unter den Ost-Karolinen ragt die Insel Ponape als die größte aller Karolinen hervor; sie hat einen Flächenraum von 347 qkm und gegen 2000 Einwohner; der Spanier Quiros entdeckte sie schon 1595; auf den alten Karten heißt sie deshalb Quirosa (auch Torres). Das bergige Innere ist mit dichtem Wald bedeckt; an den Küsten breiten sich fruchtbare, wohlbewässerte Ebenen aus, welche eine Fülle von Lebensmitteln erzeugen. Hinter dem breiten, von Seearmen durchschnittenen Ufergürtel, in dem Mangrovebäume mit ihren hohen, verzweigten Stielwurzeln vorherrschen, beginnt sogleich der hochstämmige Wald, in dessen Schatten sich die Hütten der Einwohner bergen. Durch ihre Fruchtbarkeit hat die Insel schon eine Bedeutung für die Schifffahrt erlangt, und mehrere europäische Niederlassungen sind an ihren Ufern gegründet worden. Der höchste Gipfel der Insel wurde von Lütke auf 893 m gemessen; die Berge bilden übrigens keine Zacken, sondern runde, domartige Gipfel, welche sanft zur Ebene abfallen; nur im Nordosten der Insel ist ein schrofferes Bergland, das nahe am Meere in 300 m hohen Wänden jäh abfällt. — Diese wilderen Bergformen sind auch der letzten, östlichsten Insel des Archipels eigen, dem Eilande Rusaie oder Ualan (Walan), welches 112 qkm groß ist, aber nur etwa 400 Bewohner zählt. Das Innere ist voll steiler, gackiger, oft thurm- und hornartiger Berge, welche von vielen Thalschluchten durchflüßt sind, in denen zahlreiche Bäche rauschen. Der Boden, in rothen Thon aufgelöster Basalt, ist erstaunlich fruchtbar. Das Korallenriff, das die Insel umschließt, bildet sichere Häfen; der beste ist der auf der Nordostseite gelegene Nimolshonhafen (von den Seefahrern auch Weatherharbour genannt), welcher für den Kessel eines unterseeischen Kraters gehalten wird; in seiner Mitte liegt Lela, der Wohnsitz des Königs, eine schöne, bewaldete, kleine Berginsel von einer halben Meile Umfang.

2. Die Inselbewohner.

Das Volk, welches die verschiedenen Gruppen der Karolinen bewohnt, deren hauptsächlichste Inseln wir jetzt genannt und kurz beschrieben haben, gehört zur Familie der Mikronesier, einem Mischvolke aus den hellfarbigeren, malayischen Polynesiern und den dunkelfarbigen Papua Neu-Guinea's. Die Karoliner werden gegenwärtig auf 25—30 000 Seelen geschätzt und übereinstimmend als ein milder, freundlicher, zu Frohsinn und Heiterkeit neigender Menschenstamm geschildert. Vereinzelte Fälle, in denen die Insulaner europäische Seefahrer überfielen, können dieses Urtheil nicht ändern; es waren eben nur zu sehr herausgeforderte Akte der Rache; denn die „gebildeten“ Europäer glauben oft, es sei ihnen diesen Kindern der fernen Inselwelt gegenüber Alles erlaubt. Vortheilhaft zeichnen sie sich vor den diebischen und in abstoßendem Grade schamlosen Polynesiern aus. Ihre körperliche Bildung ist nicht unschön; durchgehends sind sie gut und stark gebaut; die Hautfarbe ist ein dunkles, ins Kupferbraune übergehendes Gelb. Die Haare sind schwarz, häufig lang, nicht selten mit einer Neigung zum Krausen und Lockigen, doch nicht wollig; der Bartwuchs ist meist schwach. Die angenehmen Gesichtszüge zeugen von Gutherzigkeit, die schwarzen, lebhaften Augen verrathen Geist. Die Nase ist etwas platt, die Backenknochen ein wenig vorspringend, der Mund groß, doch nicht dicklippig, der Gliederbau ebenmäßig, nur daß die Beine etwas verkürzt scheinen. Krankheiten mit Ausnahme eines schuppigen Ausschlages und des Aussatzes waren früher kaum bekannt; dafür haben von den Europäern eingeschleppte Uebel im Laufe dieses Jahrhunderts entschlich unter dem Inselvolke ausgeräumt.

Nahrung liefert Wald und Meer im Ueberflusse. Die Brodfrucht, die Kokosnuß, Bananen, Taro-Knollen sind überall zu haben; Fische, Schildkröten, Muscheln, Krebsarten fangen sie am Strande. Dazu erlegen sie verschiedene Seevögel. An Bierstütern sind aber die Inseln arm; eine Art Hunde, welche auf Ponape vorkommt, wird gerne gegessen, ebenso Schweine, welche auf einigen Inseln gezüchtet werden. Beliebtes Getränk ist Kokosmilch und Palmwein, den sie auch zu einer Art Syrup einkochen. Aus dem Pfefferkraute bereiten sie das beliebte Kawagetränk; doch wird die Wurzel dabei nicht gekaut, wie von den Polynesiern, sondern zwischen Steinen zerrieben. Das theeartige Gebräu hat Seifenwassergeschmack, der jedoch bald einem Gefühle der Kühle im Gaumen weicht, ähnlich wie bei Pfeffermünze, und deshalb in der Hitze erquickt. Viele protestantische Missionäre haben dieses nationale Getränk verboten, wohl weil die Wilden gewohnt waren, den ersten Becher einem Gotte zu opfern; leider ist aber an Stelle des unschädlichen Trankes jetzt vielfach Schnaps eingeführt, der die verderblichsten Wirkungen in physischer und moralischer Beziehung hervorbringt.

Die Weiber tragen eine Art Rock aus Gras, der vom Gürtel zu den Knien reicht. Der Gürtel selbst ist oft aus Kokosfasern geflochten und prächtig mit geschliffenen Muscheln verziert. Auch eine Art Mantel aus Matten kommt vor. Das meist lange Haar schmücken sie mit Federn, Kränzen, Blumen und Thierzähnen, stecken hübsch geschnitzte Kämme hinein und bedecken es nicht selten mit tegelförmigen Hüten aus Kokos- oder Pandanusblättern; auch färben sie dasselbe mitunter roth. Der Bart wird mit Muscheln entfernt; in den mit zwei Löchern durchbohrten, tief herabhängenden Ohrlappen tragen sie Steine, Holzstücke, Ringe aus Schildpatt, oft auch Tabakspfeifen oder

Cigarren. Ebenso sind Arm- und Beinbänder im Gebrauche, wozu man namentlich die Wirbelsäule des Dugongsfisches benützt. Als besonderer Schmuck gelten die der Haut eingetragenen Zeichnungen, womit die Kinder im Alter von zehn bis zwölf Jahren von den Frauen mittelst spitzer Gräten oder Tannennadeln und Pflanzenstäben tätowirt werden.

Die Wohnungen bestehen aus vier Pfosten, auf denen ein hohes Satteldach ruht, welches mit Palmblättern bedeckt ist und zu beiden Seiten bis etwa auf Meterhöhe auf den Boden herabreicht. Geflechte aus Rohr bilden die Wände. Im Innern finden sich mitunter Abtheilungen, auch ist der Boden mit Matten bedeckt und reinlich gehalten. Die Vornehmen umgeben mehrere solche Hütten mit starken Steinmauern. Viel besser als auf den anderen Inseln sind die Häuser von Yap; viereckig gebaut, ruhen sie auf steinernen Grundmauern und haben hohe Giebelseiten. Ueberall werden die Hütten in Dörfer vereinigt, welche auf den Hauptinseln, namentlich auf Yap, von Steinmauern umgeben und von gepflasterten, mit Zierrpflanzen eingegasteten Straßen durchzogen sind. Ebenfalls haben alle Dörfer größere Häuser für Beratungen und Versammlungen.

Von noch viel großartigeren Bauten der Vergangenheit zeugen Ruinen, welche geradezu staunenswerthe Verhältnisse aufweisen. Auf der Insel Yap findet man z. B. 10 m dicke und 6 m hohe Mauern aus Basaltsteinen von 30–40 Centner Schwere. Die Ruinen von Nanmatat auf der Insel Ponape verdienen einen Platz unter den gewaltigsten Ruinen der Erde. Bedecken sie doch einen Flächenraum von 40 ha und bestehen aus 80 künstlich auf Korallenriffen erbauten Inseln, durch Kanäle von großer Länge und Breite getrennt. Noch bemerkenswerther sind die sogen. Königsgräber auf Nan Tanatsch, von riesigen Mauern umgebene Grabkammern, in denen man Tobtengebeine und allerlei Schmuck vorfand. Niemand weiß zu sagen, wer diese Bauten errichtete. Auch in Palau staunt man über die Wälle, Straßen und Treppen von Stein, sowie über die gewaltigen Steindämme der künstlichen Häfen.

Statt des Landbaues, der nur im Anpflanzen einiger Fruchtbäume und Kollengewächse besteht, beschäftigen sich die Inselbewohner viel lieber mit dem Fischfange, in dem sie hervorragende Geschicklichkeit bekunden. Große und kleine Netze dienen zum Fange der Schildkröten und des Dugong; Neusen werden auf den Grund des Meeres gelegt; Leinen und Angelhaken ausgeworfen und Nachts bei Fackellicht mit Speeren die Beute erlegt. Auch sperren sie Buchten mit Steindämmen ab, über welche die Fluth die Fische hebt, während die zurücktretende Ebbe dieselben auf dem Trocknen läßt.

Ganz besonders zeichnen sich die Karoliner als kühne Seefahrer aus. Ihre Boote sind ausnehmend zierlich. Den Grund bildet ein ausgehöhlter Baumstamm; die Seitenplanen von Brodfruchtbaumholz verstehen sie mit Stricken aus Palmsafirn so fest miteinander zu verbinden und die Fugen so gut zu verstopfen, daß das Fahrzeug vollkommen wasserdicht wird; sowohl am Vordertheil als am Hintertheil des Schiffes sind zwei ähnliche erhöhte Schnäbel, so daß sie, ohne zu wenden, vorwärts oder rückwärts fahren können. Das Holzwerk ist oft zierlich geschnitten oder mit bunten Muscheln geschmückt, der untere Theil schwarz, der obere roth bemalt. Ein Ausleger verhindert das Kentern; auf der Plattform steht eine Hütte für die Waaren und den Mundvorrath. An dem beweglichen Raste spannen sie ein großes, dreieckiges Segel aus, das sie geschnitten aus Pandanusblättern herstellen und mit Stricken aus Kokosfasern be-

festigen. Auch der Ruder und des Steuers bedienen sie sich; doch ist der Anker unbekannt. An Muth und Ausdauer bei ihren Seefahrten übertreffen sie alle anderen Inselbewohner des Stillen Oceans; besuchen sie doch nicht nur alle Gruppen ihres ausgedehnten Archipels, sondern fahren seit mehr als einem Jahrhundert in großen Flotten bis zu den Marianen und zwar ohne Kompaß, die Fahrt bloß nach den Sternen richtend. Um die gesuchten Inseln sicherer zu treffen, pflegen sie in weit ausgedehnter Linie zu segeln, damit wenigstens eines der Boote das gesuchte Land finde und durch Zeichen das nächste Fahrzeug über die glückliche Entdeckung verständige. Selbstverständlich mißglücken diese kühnen Fahrten nur zu oft, indem Wind und Wetter die schwachen Röhre zertrümmern oder in unbekannte Gewässer entführen, wo die armen Wilden aus Mangel an Lebensmitteln und Trinkwasser elend zu Grunde gehen.

Solchen Zwischenfällen verdankten die Spanier zu Ende des 17. Jahrhunderts die erste genauere Kenntniß der Karolinen und ihrer Bewohner; denn wenn einige ihrer Seefahrer auch schon früher die eine oder andere dieser Inseln entdeckten, so blieben doch Land und Leute immer in völliges Dunkel gehüllt. Ein deutscher Missionär, der hochw. P. Paulus Klain aus der böhmischen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu, der im Jahre 1696 in Begleitung des Provinzials Fuccio die Missionen der Philippinen visitirte, theilte in seinem Briefe vom 10. Juni 1697 die erste Nachricht über die Bewohner der Karolinen seinem Ordensgeneral P. Gonzalez mit.

Er erzählt:

„Als ich mit dem P. Provincial unsere Häuser visitirte, kam ich unter Andern auch auf die Insel Samal (Samar), die östlichste der Philippinen. Dort traf ich im Dorfe Guivam 29 Wilde von Palau, welche der starke Ostwind, der vom December bis Mai auf diesen Gewässern herrscht, 300 Meilen weit von ihrem Vaterlande nach der Insel Samal verschlug. Sie hatten sich auf zwei kleinen Fahrzeugen, die man hier zu Lande „Parasos“ nennt, eingeschifft, 35 Personen hatten dieselben besiegen, um nach einem benachbarten Eilande überzufliegen. Da erhob sich aber ein gewaltiges Unwetter; die Wucht des Sturmes trieb sie auf die hohe See hinaus und machte es ihnen unmöglich, das gewünschte Eiland oder eine andere ihrer heimatlichen Inseln zu erreichen. Umsonst war all ihre Anstrengung, und 70 Tage kämpften sie mit den Meereswogen. Endlich gaben sie alle Hoffnung auf, ihr Vaterland wieder zu erreichen, und fasten, halb todt vor Hunger und Durst, den Entschluß, sich Wind und Wellen zu überlassen und an der ersten besten Insel zu landen, welche ihnen gegen Westen zu Gesicht kommen würde. Kaum hatten sie diesen Entschluß gefaßt, so erblickten sie das Dorf Guivam auf der Insel Samal. . . Am Feste der unschuldigen Kindlein, am 28. Christmonat 1696, stiegen sie baselbst ans Land und wurden von den Einwohnern, welche den halb verhungerten Wein und andere Erfrischungen brachten, liebreich aufgenommen.“¹

Schon einige Jahre vor der Ankunft dieser Karoliner auf Samar hatte ebenfalls ein Sturm den Bruder des Königs der Insel Lamurec an die Ostküste von Mindanao geworfen, wie uns P. Stöcklein, S. J., erzählt². Die spanischen Augustiner, welche dort eine blühende Mission hatten, nahmen den Schiffbrüchigen freundlich auf, unterrichteten ihn im Glauben und tauften ihn; es gefiel dem Karoliner bei ihnen so sehr, daß er nicht mehr nach seiner Heimatinsel zurückkehren wollte, als sich ihm später Gelegenheit dazu bot.

¹ Neuer Weltbott. 2. Theil S. 5.

² Neuer Weltbott. 6. Theil S. 2.

3. Staatswesen und Religion der Karoliner.

Noch erübrigt eine kurze Darstellung der socialen und religiösen Verhältnisse unseres kleinen Inselvolkes. Merkwürdigerweise sind dieselben durchaus nicht so einfach, wie man es von einem wilden Volke glauben sollte. Auf allen Inseln findet sich der Unterschied zwischen Vornehmen und Sklaven oder Hörigen. Nur die Ersteren haben Grundbesitz; nur aus ihrer Mitte kann durch Abstammung oder Wahl der „König“ genommen werden. Auch sie zerfallen in eine Art höhern und niedern Adels. Auf den östlichen Inseln heißen die Glieder des höchsten Adels Aroch, die des niedern Oerijo; auf den centralen Eilanden werden die Vornehmen mit dem Worte Tamol oder Chamol bezeichnet, auf der westlichen Gruppe nennt man sie Rupal, und zwar Klon Rupal und Kikeri Rupal (d. h.

große und kleine Rupal). Das gewöhnliche Volk heißt Armeau oder Kikeri Arakath, was „kleine Menschen“ bedeutet. Der Standesunterschied wird sehr streng eingehalten; nie heirathet ein Vornehmer ein höriges Weib, selten ein Glied des hohen Adels eine Frau von niederm Adel. Auch in der Schlacht sucht jeder einen Gegner seines Standes und nie wird ein Adeltiger mit einem Gemeinen kämpfen. Der Standesunterschied wird in allen Inseln durch gewisse Schmucksachen äußerlich kenntlich gemacht: im Osten durch kleine vierseitige, mit Muscheln geschmückte Pyramiden auf dem Verdecke der Schiffe, in den mittleren Inseln durch ein Armband oder den sogen. Klilt-Ordn, auf den westlichen endlich durch ein Geflecht aus Kokosblättern und Arumwurzeln. Der Klilt besteht in einem Halswirbel der indischen Seeluh. Nur der König kann diesen Orden einem Adeltigen verleihen und wieder entziehen. Sowohl das



Landschaft auf der Insel Yap.

Anlegen dieses Wirbellnochens als das Abnehmen desselben ist überaus schmerzlich; oft geht dabei der eine oder andere Finger, regelmäßig die Haut der Hand verloren, welche durch die enge Deffnung des Halswirbels gepreßt und mit aller Gewalt gerissen wird. Die Hörigen sind verpflichtet, den Vornehmen die unterwürfigsten Ehrenbezeugungen zu erweisen. Nur gebückt und kriechend nähern sie sich ihnen, fassen deren Hände und Füße und streichen sich damit über das Gesicht. Ähnlich benehmen sich die Vornehmen dem Könige gegenüber. Zur Erde gebückt erscheinen sie vor ihm, dürfen ihn während des Sprechens nicht anschauen, und wenn er zufällig irgendwo vorübergeht, so muß jegliches Geschäft sofort unterbrochen werden. Gleichgestellte begrüßen sich, indem sie die Nasen sanft aneinander reiben.

Kleine Staaten gibt es auf einigen Inseln so viele als Dörfer; so werden beispielsweise auf der einzigen Insel Yap

nicht weniger als 58 selbständige „Fürsten“ angeführt, deren „Reiche“ aber unter sich verbunden sind. Die Bezirke (Pelu) stehen unter der Leitung des höhern Adels, der niedere Adel besorgt die Vollstreckung der Befehle und bildet eine Art Beamtenstand. Sonderbarerweise haben auch die Weiber ihre eigene Regierung und ihre Gerichte, so daß kein Mann über ein Weib zu Gerichte sitzt.

In den einzelnen Stämmen ist immer der älteste Mann aus der ältesten Familie das politische Haupt. Stirbt er, so folgt ihm sein nächster Bruder oder sonst der nächste männliche Verwandte; stirbt die älteste Familie aus, so folgt die nächste in ihre Rechte. Alle Mitglieder des Stammes werden als Brüder oder Schwestern betrachtet; deshalb sind eheliche Verbindungen unter den Gliedern desselben Stammes nicht gestattet, ja die Trennung der Geschlechter wird so streng durch-

geführt, daß nie Männer und Frauen desselben Stammes unter Einem Dache wohnen dürfen. Nichtsdestoweniger beweisen auch die Sitten dieser Insulaner, daß die Keuschheit eine Blume ist, welche nur auf dem geweihten Boden des Christenthums gedeiht.

Das Land ist meist unter die verschiedenen kleinen Dörfer vertheilt; über noch nicht bebauten Boden kann der Häuptling verfügen. Jeder Mann, auch der Häuptling, besorgt sein eigenes Feld. Gewisse Früchte und Fische sind den Vornehmen vorbehalten. Der König erhält gewisse Zehnten, so in Ponape die Erstlinge des Brodfruchtbaumes und alles, was in einem neuen Nebe gefangen wird. Der Häuptling hat auch das Recht, über das Land seines Stammes zeitweilig das „Puaau“ (Verbot) auszusprechen; dann dürfen die Früchte von niemanden genossen werden. Gewöhnlich wird dasselbe nur über die Kokospalmen

verhängt, und zwar zur Zeit, da die Frucht des Brodfruchtbaumes reif ist. Die Leute sind nun gezwungen, von dieser zu leben und die Kokosnüsse zu schonen, wodurch ein großer Vorrath derselben für die Zeit der Noth erzielt wird. Das Puaau kann aber auch als eine Art Landestrauer beim Tode eines hervorragenden Mannes auf längere oder kürzere Zeit verhängt werden. Kriege sind auf den größeren Inseln nicht selten; doch pflegen dieselben nicht sehr blutig zu sein. Gewöhnlich sind es Raubzüge in das Gebiet eines benachbarten Stammes. Früher waren die Schleuder, welche sie geschickt handhaben, lange, starke Speere aus Kokosholz mit Spitzen von Knochen und Haifischzähnen, und schwere, wuchtige Holzkeulen ihre Waffen; zum Kampfe rief die Muscheltrompete. Jetzt sind die Krieger schon vielfach mit Flinten bewaffnet. Zu einer offenen Feldschlacht kommt es selten. Der schwächere Theil verschauzt sich hinter



Versammlungshaus und Geldsteine auf der Insel Yap.

dicke, aus rohen Steinblöcken aufgeführten Mauern. Da stolzen dann die Krieger, von Kopf zu Fuß eingölt, Federn und Papierstreifen in den Haaren, Kränze und Muschelschnüre um Hals- und Handgelenke, in den engen Lagergassen einher und verpuffen bei den Ausfällen möglichst viel Pulver, bis der einen oder andern Partei die Geduld oder der Schießbedarf ausgeht und man durch Uebersendung einiger Kawawurzeln die Friedensverhandlungen einleitet. Zur Bezahlung der Kriegskosten dienen die gewaltigen Geldsteine, Mühlsteinen ähnliche Scheiben aus gelblichem Kalkspat, welche mit vieler Gefahr und Arbeit von der Insel Korror hergeholt werden und nach der Schätzung der Inselbewohner einen bedeutenden Werth darstellen. Kleinere Stücke von 0,10 m im Durchmesser genügen zum Ankauf von Lebensmitteln für mehrere Wochen; große centnerschwere decken die Kriegskosten eines Feldzugs. Dieser

Staatschatz hat den Vortheil, daß er nicht so leicht gestohlen werden kann; sie stellen ihn deshalb auch ruhig auf öffentlichem Plaze vor dem Versammlungs Hause auf (vgl. die obenstehende Abbildung).

Nun noch ein Wort über die religiösen Begriffe der Karoliner und, was damit zusammenhängt, über ihre Bestattungsweise. Die Inselbewohner glauben an eine größere Anzahl höherer und niederer Götter; in den centralen Gruppen werden namentlich drei höhere genannt, Muelap, Lugeleng und Olifat, welche sie als Vater, Sohn und Enkel ansehen. Auf anderen Inseln werden wieder andere Namen genannt. Eine eigentliche Verehrung wird aber nicht den höheren, sondern den niederen Göttern zu Theil, und diese letzteren sind die Geister der verstorbenen Häuptlinge, gute (Eliis melafrits) und böse (Eliis melabüt) Geister. Bilder der Götter hat man nur auf der

Insel Tobi gefunden. Dagegen glauben die Eingeborenen an eine Art Beseßtheit und verehren die Beseßenen als Wohnungen eines Geistes oder Gottes. Auf der Insel Yap gibt es mehrere Tempel, und zwar gesonderte für Männer und Frauen. Die Götzpriester sind auf allen Inseln sehr zahlreich; sie verkünden die Zukunft, nehmen Beschwörungen vor und verrichten die öffentlichen Gebete und Opferhandlungen. Als Opfergaben werden Lebensmittel und Blumen dargebracht, in einigen Inseln auf einer Art Altäre. Auch Feste gehören zur Götterverehrung, wobei feierliche Tänze die Hauptsache sind.

Die Bestattungsweise der Todten ist eine verschiedene bei den Vornehmen und den Hörigen. Die Leichen der Adelligen werden mit Kotosöl gesalbt, mit Kotoschnüren umwickelt und in einer Hütte oder einem Kahne kurze Zeit ausgestellt. Dann begräbt man sie, scharrt sie aber nach einigen Monaten wieder aus, reinigt die Gebeine und versenkt dieselben entweder an einer bestimmten Stelle ins Meer, oder verbrennt sie zu Asche und setzt diese in einem Boote bei, welches auf das Dach des Todten gestellt wird. In Ponape steckt man auf das Grab der Männer ein Ruder, auf das der Frauen eine Spindel.

Leute aus dem gemeinen Volke werden nicht begraben, sondern auf ein Brett gebunden oder in ein kleines Boot gelegt und so der Meeresströmung überlassen, welche sie ins Todtenland führe. Auf der Insel Tobi thut man ein Gleiches mit Greisen und Schwerkranken. Kinder, welche noch kein Boot steuern können, werden begraben. Heftige Klagen, besonders der Weiber, Abschneiden der Haare, Bestreuen des Körpers mit Asche gelten als Trauergebräuche.

Das also sind die Karolinen und ihre Bewohner. Inzwischen scheint die Vermittlung unsers Heiligen Vaters mit glücklichem Erfolge gekrönt zu sein. Wie verlautet, ist die Oberhoheit über die Karolinen Spanien zugesprochen; dagegen soll Deutschland ganz bevorzugte Handels- und Hafenrechte erhalten. Wir dürfen also hoffen, daß die katholische Mission das heilige Kreuz, welches sie schon im vorigen Jahrhundert auf dem fernen Inselreiche pflanzte und mit dem Blute ihrer Sendboten begoß, bald wieder aufrichten und den heidnischen Stämmen dieser Eilande predigen könne. In der That war die Wiederaufnahme der Karolinenmission schon verfloßenen Sommer eine beschlossene Sache und wurde nur durch den Ausbruch des leidigen Streites verhindert.

Die Kirche Albanien's.

1. Albanien's Volk und Geschichte.

Albanien heißt das Bergland, das sich in einer Länge von etwa 100 und einer Breite von durchschnittlich 30 Stunden zwischen Montenegro und Griechenland, dem Adriatischen Meere und Macedonien hinstreckt. Sein Flächenraum wird auf 91 400 qkm, seine Bevölkerung auf 2 350 000 Seelen angegeben. Hohe, schneebedeckte Gebirge ragen zum Himmel, wilde Gießbäche und tobende Waldströme schäumen in den zerklüfteten Thälern, düstere Wälder und dazwischen freundliche Weidgründe zwingen sich zwischen die Felsen; in unzählige Buchten ist die Meeresküste ausgezackt. Schon den alten Griechen kam das wilde Land so schrecklich vor, daß sie in seine Klüfte den Eingang zur Unterwelt verlegten.

Die Bewohner Albanien's werden von den Türken Arnauten, von den übrigen abendländischen Völkern Albanesen genannt; sie selbst nennen sich Schkipetaren, d. h. Felsbewohner. Sie zerfallen in zwei Stämme, in die Geghen, welche nördlich, und in die Tosken, welche südlich vom Skumbiflusse wohnen und zwei verschiedene Dialekte sprechen; ihre Sprache ist eine ganz eigenthümliche; weder mit der griechischen, noch mit der türkischen, slavischen, germanischen oder keltischen stimmt sie überein. Wie alle Bergbewohner, zeichnen sich die Albanesen durch Tapferkeit und eine große Freiheitsliebe aus. Der Gestalt nach sind sie von Mittelgröße, haben ein ovales Gesicht mit hervortretenden Kinnbacken, eine breite Brust, einen stolz aufgerichteten Gang. Selten sieht man sie ohne Waffen. Sie tragen gewöhnlich zwei Pistolen im Gürtel, dazu einen kurzen, leichtgekrümmten Säbel (Magan), einen zweiten großen Krummsäbel und eine lange Flinte. Die Tracht ist verschieden; während die muhammedanischen Albanesen einen Leibrock tragen, ist derselbe bei den übrigen nicht gebräuchlich. Die Vornehmen haben reich mit Stickereien geschmückte Sammtkleider. Die Tracht der Frauen ist bunt und bauschig; jüngere Mädchen schmücken sich mit Gold- und Silbermünzen. Die Wohnung besteht gewöhnlich nur aus zwei Stuben zu ebener Erde und

einem Raum, in dem sie die Maistolben an den Stengeln und die Trauben aufbewahren; jedes Haus hat einen kleinen Garten und jedes Dorf einen gemeinsamen Rasenplatz für die Sonntagspiele. Leidenschaftlich lieben sie Musik und Tanz. Flöte, Handtrommel und eine dreisaitige Guitarre, welche mit einem kurzen Stäbchen gespielt wird, sind die volkstümlichen Instrumente. Auf den Bergen und Hochebenen sind die Albanesen ein Hirtenvolk, während sie in den fruchtbaren Thälern Ackerbau treiben. Mais, Weizen, Korinthen, der Weinstock, der Ölbaum, die Tabakpflanze gedeihen gleich vorzüglich in dem Lande, das die Sonne Südbitaliens erwärmt. Jährlich können etwa 50 Schiffsladungen Getreide ausgeführt werden.

Albanien umfaßte im Alterthum die Länder Myrien und Epirus. Unter dem Könige Pyrrhus spielte es zuerst eine Rolle in der Geschichte. Derselbe setzte mit einem starken Heere nach Südbitalien über, schlug die Römer in zwei blutigen Schlachten um 280 und 279 vor Christus, eroberte Sicilien, wurde aber 275 bei Benevent geschlagen und zur Rückkehr in seine Heimath gezwungen. Nach dem Tode dieses Königs kam sein Reich in Abhängigkeit von Macedonien. Um 200 v. Chr. begann die Eroberung durch die Römer; an der Küste erhoben sich zahlreiche römische Kolonien, so Apollonia (jetzt Polina), Dyrrhachium (jetzt Durazzo). In den Gebirgen aber erhielt sich die alte Sprache und das alte Volk. Als das Römerreich zusammenbrach, hausten eine Zeitlang Gothen in dem Lande, und noch heute finden sich in Folge dessen gothische Worte im Albanesischen. Dann bemächtigten sich slavische Stämme Albanien's; um 870 wurde Ochrida die Residenz eines Bulgarenfürsten. Nordalbanien blieb 700 Jahre unter serbischer Oberhoheit. Nach dem Sturze der Slavenherrschaft im 11. Jahrhundert blieb Albanien unter den Kaisern von Byzanz; aber das unruhige, freiheitsliebende Volk lag mit seinen Herren fast beständig im Kriege. 1250 traten die Provinzen Philat, Arbania und Unaria zur katholischen Kirche über.

Bald folgten die langwierigen Kämpfe mit den hereinbrechenden Osmanen. Als Adrianopel gefallen war und Murad I.

von dieser Stadt aus die ganze Balkanhalbinsel und das Abendland bedrohte, kämpften die Albanesen mit den Slaven und Ungarn verbündet für das Evangelium. Auf dem Amselfelde von Kossowa wurde 1389 die Entscheidungsschlacht geschlagen. Etwa 200 000 Mann zählte das Christenheer, und wohl ebenso stark waren die Schaaren Murads. Mit heldenmüthiger Tapferkeit wurde von beiden Seiten gekämpft, und lange schwankte der Sieg, bis die Osmanen durch einen letzten furchtbaren Anprall die Schlacht und für Jahrhunderte das Loos des südöstlichen Europa's entschieden. Der Kern der albanesischen Heereskraft verblutete in diesem Kampfe.

Wären die Fürsten Albaniens einig gewesen, sie hätten sich in ihren schwer zugänglichen Bergen gegen die anbringenden Osmanen, denen nun die Nachbarländer im Süden und Osten zufließen, noch lange halten können. Aber Partheizwiß und Mangel an Gemeingeist verhinderte jedes Schutzbündniß unter den Fürsten. Erst 1421, als es sich für Albanien um Sein oder Nichtsein handelte, zeigten die Häuptlinge etwas mehr Eintracht; aber 1423 waren die beiden hervorragendsten Fürsten, Topia im Süden und Zwan Kastriota im Norden, unglücklich im Kampfe mit Murad II. Kastriota mußte einen Theil seines Landes den Osmanen abtreten, als Pfand seiner Unterwürfigkeit vier Söhne als Geiseln stellen und dem Sultan Heeresfolge leisten. Das Schicksal Albaniens schien entschieden; aber erst jetzt sollte sein Heldenzeitalter beginnen.

Georg Kastriota, der jüngste der vier Söhne des Fürsten von Kroja, wurde am Hofe Murads II. zu Adrianopel im Islam erzogen und erhielt den Namen Skanderbeg (d. h. Fürst Alexander). Durch seltene Schönheit, geistige Befähigung und ritterlichen Sinn zeichnete er sich als Knabe schon aus. Er sprach griechisch, türkisch, arabisch und italienisch wie seine Muttersprache, das Albanesisch; er dichtete und begleitete seine Lieber auf der Leier. Im Schwerkampfe, in der Handhabung von Pfeil und Bogen, im Laufen und Reiten erwarb er sich eine erstaunliche Geschicklichkeit. So ward sein Arm stark, seine Glieder gelenk und sein Leib an Strapazen jeder Art gewöhnt. Als er 17 Jahre alt war, starb sein Vater Zwan Kastriota 1431. Seine älteren Brüder sollen von den Türken durch Gift hinweggeräumt worden sein. Da trat Georg vor den Sultan und verlangte, vertragsgemäß in das väterliche Fürstenthum eingesetzt zu werden. Murad II. mißtraute dem Jüngling und bot ihm statt dessen eine Herrschaft in Asien an. Skanderbeg mußte um seines Lebens willen seinen Unmuth verbergen und auf eine günstige Stunde harren, sein gutes Recht zu erzwingen.

Erst 12 Jahre später, als das türkische Heer 1443 bei Nissa geschlagen wurde, bot sich ihm die lang ersehnte Gelegenheit, und rasch entschlossen benützte er sie. Unter Androhung des Todes zwang er den beim Heere anwesenden Staatssecretär, ihm einen Ferman auszustellen, in welchem dem Statthalter von Kroja im Namen des Sultans befohlen wurde, die Feste Skanderbeg zu übergeben. Dann verließ er mit 300 Landsleuten das türkische Heer und stand nach sieben Tagen vor Kroja. Beim Anblicke des erzwungenen Befehls übergab der Statthalter Stadt und Festung an Skanderbeg, der nun alsbald die Maske fallen ließ und den Befreiungskampf seines Volkes begann.

Das geschah am 13. November 1443. Von diesem Tage an kämpfte er für die Freiheit seiner Heimath 25 Jahre lang bis zu seinem Tode. Nie hatte er mehr als 18 000 Krieger der Ueberzahl der Osmanen entgegenzustellen; aber er wußte sie so mit seinem Heldengeiste zu entflammen und verstand die wenigen Bergpässe, welche aus Thracien und Thessalien ins Land führen, so meisterhaft auszunützen, daß der mehr als zehnmal stärkere Feind ihn niemals erdrücken konnte. In zahllosen Kämpfen siegte er; nur ein einziges Mal erlitt er eine Schlappe.

Im Juni 1444 mußte Albanien die erste Probe bestehen. Murad II., der mit den Ungarn eben den Frieden von Szegebin geschlossen hatte, schickte seinen besten Feldherrn und 40 000 Reiter gegen Skanderbeg. Er konnte ihnen nur 17 000 Mann entgegenstellen, wählte aber das Schlachtfeld in einer Waldschlucht der Niberdibra so günstig, daß der Feind seine Uebermacht nicht gebrauchen konnte und eine empfindliche Niederlage erlitt. Der Sieg rief im ganzen Abendlande neue Begeisterung für den Türkentrieg hervor. Leider wurden die Ungarn zuerst bei Barna 1444, weil die

1. «Bessòì n' Tenzon Atin e pusctüescm
«Kriüesin t' Ciel's, e t' Ëeut.
2. «E n' Jeeu-Krisctin Birin e tii gni t'
«vetmin Sotin ton.
3. «J zili u zâu per vertst t' Scpirtit Scëit,
«leù prei Virgines Mrii.
4. «Psoi munnimet (u munnue) nnen Punzin
«Pilat, u vâu n' kræg, dice, e u vorrue.
5. «Sdræpi n' Ferr, t' treten dit u gnial
«s' dekunit.
6. «Hæpi n' Ciel, rrì n' ân t' diazæt Tenzot
«Atit pusctuscum.
7. «Annèi kaa me aræ me gikue t' giaæt,
«e t' dekunit.
8. «Bessòì n' Scpirtin Scëit.
9. «N' scëiten Kisc Kotolik; Scioceniin e
«Scëitnevet.
10. «T' nniemit e mcatevet.
11. «T' gialt (t' gnialmit o t' gnialunit)
«e korpit.
12. «Jeten e paa-sosme. — Amen, asctù
«kioft.»

Das apostolische Glaubensbekenntniß auf Albanisch.

Serben Skanderbeg, der dem Kreuzheere zu Hilfe eilen wollte, den Weg verlegten, und dann bei Kossowa 1448, wo die Verrätherie der Walachen die Schlacht entschied, blutig geschlagen. Die Türken konnten nun ihre ganze Macht gegen Albanien wenden. Skanderbeg schlug der Reihe nach zwei Paschas; dann nahte Murad II. selbst mit 150 000 Mann im Mai 1449. Den 40 000 Mann starken Vortrab schlugen die Albanesen; an die Hauptmacht durften sie sich aber nicht wagen. Sie mußten sich begnügen, dem türkischen Heere die Zufuhr abzuschneiden, während der Sultan die Festungen belagerte und mit sechs Centner schweren Kugeln beschloß. Sfetigrad fiel nach heldenmüthiger Vertheidigung; Kroja konnte der Sultan trotz aller Stürme nicht nehmen. Unter der tapfern Besatzung werden auch 60 deutsche



Christlicher Albanese von Skutari.



Christliche Albanessin.



Slavische Albanessin.



Slavischer Albanese.



Untersstadt und Citadelle von Stutari, der Hauptstadt von Albanien.

Büschenschützen genannt. Besiegt mußte Murad 1450 abziehen und starb im Januar 1451 zu Adrianopel.

Muhammed II., einer der blutdürstigsten Wütheriche und zugleich der furchtbarsten Eroberer der Osmanen, ergriff jetzt das Scepter. Konstantinopel war das erste Ziel seines Ehrgeizes; am 29. Mai 1453 fiel die alte herrliche Kaiserstadt am Bosporus, und das Kreuz auf der Sophientirche mußte dem Halbmonde weichen. Auch Skanderbeg wollte er um jeden Preis bezwingen. Da die gegen ihn abgesandten Heere alle geschlagen wurden, wählte er die schmachvolle Waffe des Verrathes. Der Sultan bot Moses Solentos, dem vertrauesten Freunde Skanderbegs, der ihm das Fürstenthum Dibra gegeben hatte, ganz Albanien, wenn er den unbefestigten Feldherrn aus dem Begeräume. Gleiches versprach Muhammed dem Nessen Skanderbegs. Leider fand der Türke sowohl bei dem Freunde, als bei dem nächsten Blutsverwandten des Fürsten ein geneigtes Ohr. Moses Solentos wollte den Preis des Verrathes wenigstens in offener Schlacht gewinnen. Er ging zu den Türken über und zog an der Spitze eines Heeres Skanderbeg entgegen. Schmählich geschlagen, wurde er jedoch mit dem Verluste von 10 000 Mann über die Grenze zurückgejagt und erntete beim Sultan Hohn und Verachtung statt des gehofften Lohnes. Da kehrte er, den Edelmutb Skanderbegs wohl kennend, voll Reue über seinen Verrath nach Albanien zurück, und Skanderbeg verzieh ihm nicht nur, sondern gab ihm sogar sein Fürstenthum wieder.

Nicht so glücklich endete Hamsa, Skanderbegs Neffe, der mit Weib und Kind nach Konstantinopel ging und zum Islam übertrat. Muhammed stellte den Verräther, der Skanderbegs Kriegsführung und alle Pässe des Gebirges kannte, an die Spitze eines großen Heeres, das im Sommer 1457 in Albanien einfiel. Nie war Skanderbeg vielleicht in größerer Gefahr. Aber er wußte seinen Gegner durch kluges Ausweichen zu einer Unvorsichtigkeit zu verleiten, fiel dann plötzlich über den Sorglosen her und vernichtete den zehnmal stärkern Feind. 30 000 Türken wurden erschlagen, 24 Rossweise erobert und eine Menge Gefangener gemacht, unter denen sich auch der Verräther Hamsa befand. Skanderbeg verzieh ihm großmüthig und gestattete ihm sogar, nach Konstantinopel zu gehen, um Weib und Kind zurückzuholen. Als er aber dorthin kam, ließ ihn der Sultan ermorden.

Muhammed II. versuchte nun durch Schmeichelei und Versprechen den unbefestigten Feldherrn auf seine Seite zu ziehen. Er erinnerte ihn an die Jugend, welche sie gemeinschaftlich am Hofe Murads verlebt hatten, und bot ihm Frieden und Bündniß an gegen die Erlaubniß, Truppen durch sein Land führen zu dürfen. Skanderbeg kannte die Treulosigkeit des Sultans und wies ihn ab. Der Brief ist unterzeichnet: „Georg Kastrioti, genannt Skanderbeg, Fürst der Epiroten und Albanen und Soldat Jesu Christi.“ Trotz dieser abschlägigen Antwort entsagte Muhammed allen Ansprüchen auf Albanien, anerkannte Skanderbeg als rechtmäßigen Fürsten und versprach ewigen Frieden, wenn auch Skanderbeg ihn halten wolle. Gerade damals rief nämlich Pius II. die Fürsten des Abendlandes zu einem neuen Kreuzzuge gegen die Osmanen auf, und es war dem Sultan daher Alles daran gelegen, den gefürchteten Skanderbeg entweder zum Bundesgenossen zu haben oder doch wenigstens zur Neutralität zu bewegen.

Aber auch der Papst hatte sein Auge auf den kühnen Feldherrn geworfen; er wollte Kastrioti zum Könige von Albanien ernennen und ihm die militärische Leitung des Kreuzzuges über-

geben. Pius II. selbst wollte mitziehen, um so durch sein Beispiel die Fürsten und Völker des Abendlandes zur Theilnahme am Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu entflammen. Venedig und Ungarn waren zum Kriege genöthigt, König Ferdinand von Neapel und Genua versprachen Hilfe, der Papst gab alles, was er an Geld und Soldaten besaß, und verließ trotz Alter und Krankheit am 19. Juni 1464 Rom, um nach Albanien zum Kreuzzuge zu gehen.

Der Ruf des Heiligen Vaters war für Skanderbeg Befehl. Sofort eröffnete er die Feindseligkeiten gegen die Türken durch einen Einfall in Macebonien. Das Heer, welches Muhammed darauf nach Albanien sandte, schug der Albanese am 14. August 1464 bei Ochrida und trieb es mit einem Verluste von 10 000 Mann aus dem Lande. Dann rüstete er sich, den Papst, von dessen Abreise aus Rom er wußte, in seinem Lande zu empfangen. Aber statt des Heiligen Vaters kam die Trauerkunde von seinem Tode. Pius II. war am Vorabend des Sieges von Ochrida, am 13. August 1464, zu Ancona gestorben. Mit ihm wurde auch der Gedanke eines Kreuzzuges begraben, und Venedig und Albanien standen jetzt allein der Uebermacht des Sultans gegenüber.

Zunächst wollte Muhammed das kleine Bergvolk erbrücken. Ein albanesischer Renegat, Balaban aus Babera, wurde mit einem starken Heere gegen Skanderbeg gesandt. Es ging ihm nicht besser als allen Andern; beim ersten Zusammenstoße wurde er geschlagen. Aber die Siegesfreude wurde dadurch getrübt, daß acht der vorzüglichsten Helden, welche sich zu kühn vorgewagt hatten, mit Wunden bedeckt in die Hände der Türken fielen. Unter diesen Gefangenen befand sich Moses Solentos, der nun mit seinem Blute die Schmach seines früheren Verrathes glänzend abwusch. Skanderbeg bot jedes Lösegeld; aber der wüthende Sultan, welcher Rache üben wollte, befahl, die acht Gefangenen lebendig zu schinden. Keiner hat während der gräßlichen Qualen um Gnade oder verläugnete seinen Glauben. — Balaban wurde mit einem zweiten, einem dritten Heere gesandt und jedesmal geschlagen. Der große Menschenverlust kummerte den Sultan wenig; er hatte Soldaten genug, während Albanien an seinen glänzenden Siegen verbluten mußte. Muhammed schickte jetzt zwei Heere, eines von Osten, eines von Süden. Skanderbeg warf sich zuerst dem Heere Balabans entgegen und vernichtete es, dann führte er seine siegreichen Schaaren in Eilmärschen gegen das Heer Jakuls, indem er sagte: „Balaban hat uns das Mittagessen geliefert, Jakul soll uns den Nachtsisch auftragen.“ Auch dieses zweite Heer zertrümmerte er. Das waren die Kriegsthaten von 1465.

Außer sich vor Wuth, beschloß Muhammed II., nun selbst an der Spitze von 200 000 Mann nach Albanien zu ziehen, um das Häuflein der Albanesen zu zermalmen. Als Skanderbeg von diesen gewaltigen Rüstungen Kunde erhielt, eilte er nach Rom, um vom Heiligen Vater Hilfe in der äußersten Noth zu erlangen. Paul II. saß auf dem Stuhle des hl. Petrus. Vor ihm und den versammelten Cardinälen hielt der Held eine zündende Rede: „Nach 23 Jahren eines unaufhörlichen Kampfes stehe ich jetzt allein mit den Trümmern meiner Krieger, mit meinem schwachen Volke, welches von so vielen Schlachten erschöpft ist, daß Epirus an seinem Leibe nicht eine einzige unverwundete Stelle aufzuweisen hat. Kaum bleiben ihm noch einige Tropfen Blutes, welche es für die christliche Welt versprechen will. Ach, kommt uns zu Hülfe! Bald wird vielleicht jenseits des Adriatischen Meeres der letzte Krieger

Christi gefallen sein!" So rebete Skanderbeg. Gerne hätte Paul II. geholfen; aber er hatte kein Heer. Er unterstützte ihn nach Kräften mit Geld, schenkte ihm einen Fürstenhut und ein Schwert und entließ ihn mit seinem Segen, nachdem er ihm versprochen hatte, die Sache Albaniens den Königen des Abendlandes zu empfehlen. Leider erging die Stimme des Papstes an taube Ohren.

Muhammed II. hatte sich inzwischen mit seinen 200 000 Mann vor Kroja gelegt. Es wäre Wahnsinn gewesen, ein solches Heer mit einem Häufchen, wie Skanderbeg es um sich gesammelt hatte, in offener Feldschlacht anzugreifen. Er machte es daher, wie bei der ersten Belagerung Kroja's unter Murad II. In steten kleinen Gefechten beunruhigte er die Türken und schnitt ihnen die Zufuhr ab, während die Belagerten die Festung heldenmüthig vertheidigten. Knirschend vor Wuth, mußte Muhammed im Spätherbste 1466 die Belagerung aufheben und das Land räumen.

Der Sultan schlug jetzt eine andere Taktik ein. Er ließ seine Schaaren langsam vorrücken und Schritt für Schritt feste Stellungen nehmen. So wurde der Kreis des freien Albanien immer enger, und mit Sorge sah Skanderbeg die Stunde herannahen, da er sich der Uebermacht nicht mehr würde erwehren können. Allein Gott rief den treuen Streiter ab, bevor der Schmerz dieser Stunde über Albanien hereinbrach. Die ewigen Strapagen hatten endlich auch seinen stählernen Leib gebrochen; ein Fieber, das seine Kräfte rasch verzehrte, warf ihn im Januar 1467 auf das Krankenlager. Eben mahnte er die Fürsten, die um ihn versammelt waren, zur Einigkeit, und seinen Sohn, daß er eines christlichen Fürsten würdig lebe und sterbe, da kam Kunde, ein türkisches Heer stehe in der Nähe. Der Held verlangte nach seinem Pferd, nach seinen Waffen; aber die vom Fieber erschöpften Glieder versagten den Dienst; kraftlos sank er auf das Lager zurück. Zum erstenmale ohne ihn zogen seine Waffengefährten dem Feinde entgegen; die Türken aber meinten, Skanderbeg nahe, und der Schrecken seines Namens jagte sie in die Flucht.

Die Siegesnachricht erfreute die letzten lichten Augenblicke des sterbenden Helden, der am 17. Januar 1467 im 63. Jahre seines Alters als ein echter Soldat Christi aus dem Leben schied. Er war ein ebenso frommer Christ wie tapferer Krieger; nie zog er in den Kampf, ohne zu beten; nie kehrte er siegreich heim, ohne Gott zu danken. Der Kampf gegen die Türken war ihm nicht nur ein Kampf für sein Fürstenthum und für die Freiheit seiner Heimath, sondern in erster Linie ein Kampf des Kreuzes wider den Halbmond, des Christenthums wider die hereinbrechende Barbarei des Islams. Hätte Pius II. in den übrigen Fürsten des Abendlandes die Gesinnungen Skanderbegs getroffen, Muhammed und seine Schaaren wären über den Bosphorus zurückgeschleudert und namenloses Unheil von der Christenheit abgewendet worden.

Der Tod Skanderbegs war ein Unglück nicht nur für Albanien, sondern für das ganze christliche Abendland. So wurde er von Freund und Feind betrachtet. Vom Sterbelager eilte Dukachin, einer der Truppenführer und Waffengefährten des Helden, auf die Straße hinaus und rief, im Uebermaße des Schmerzes sich Bart und Haar raufend: „Kömmt alle herbei, ihr Fürsten und Helden Albaniens! Heute sind die Wälle von Epirus gefallen und seine Festungen gestürzt. Alle unsere Kraft ist entschwunden, unsere Macht ist zu Boden geschmettert, jede Hoffnung mit diesem Einen Manne erloschen!" Der Sultan

soll bei der Kunde vom Tode Skanderbegs gerufen haben: „Endlich sind Europa und Asien mein! Wehe der Christenheit, sie hat ihr Schwert und ihren Schild verloren!"

Der Helengeist, den Skanderbeg unter den Albanesen zu erwecken verstand, war freilich noch nicht erloschen; elf Jahre noch dauerte der Kampf, aber das Verderben war nicht mehr aufzuhalten. Skanderbegs Sohn, Johann Kastriot, hatte nicht das Felbherrtalent noch sonst die herrlichen Gaben seines Vaters; übrigens hätte auch dieser die endliche Niederlage nicht aufhalten können; in den fast ohne Unterbrechung 36 Jahre lang geführten Kämpfen war die Manneskraft des Volkes verblutet. Venedig war der einzige Bundesgenosse. Paul II. suchte umsonst durch Bitten und Mahnen die anderen Staaten zur Hülfeleistung zu bewegen; nur Neapel that ein Weniges, während Genua und Florenz aus Eifersucht gegen Venedig sogar dem Feinde Vorschub leisteten. 1470 fiel die große Insel Negroponte (Gubba) in die Gewalt des Sultans, 1474—1478 wurde um den Besitz Albaniens gekämpft. 80 000 Mann belagerten Skutari; die Mauer wurde in den Grund geschossen; über 2000 Menschen in der Stadt starben vor Hunger und Durst. Als das Volk zur Übergabe drängte, rief der Befehlshaber Dorebano: „Hier ist mein Fleisch! wer Hunger hat, sättige sich daran!" und unter Wundern der Tapferkeit hielt man aus, bis die Stadt noch einmal entsetzt wurde. Aber neue türkische Heere zogen heran. 300 000 Mann lagerten sich vor Skutari. Gleichzeitig wurde Kroja bestürmt. Nach 13monatlicher Belagerung fiel dieses 1478. Der Hunger hatte gesiegt und die Besatzung gegen freien Abzug die Thore geöffnet; aber der treulose Sultan ließ die heldenmüthigen Vertheidiger zusammenhauen. Jetzt war es um Albanien geschehen, obschon Skutari sich noch hielt. Aber Venedig schloß am 26. Januar 1479 zu Konstantinopel mit Muhammed II. einen Frieden, in dem es Albanien gegen das Handelsrecht in der Levante opferte. Seither steht das Land unter türkischer Herrschaft. Skanderbegs Sohn floh nach Italien, Skanderbegs Name und Heldenthaten leben aber noch in den Liedern der Heimath. Als die Türken Byssus (Pesch) eroberten, wo der Held begraben lag, zerkleinerten sie dessen Gebeine in kleine Stücke, faßten sie in Gold und Silber und trugen sie als Talismane, welche Tapferkeit und Sieg verleihen sollten, auf der Brust.

Vierhundert Jahre schmadten seither die Albanesen unter der Herrschaft des Halbmonds. Die religiöse Geschichte dieser Zeit gleicht derjenigen Bosniens, welche wir vorletztes Jahr erzählten. (Jahrg. 1884 S. 225 ff.) Um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann namentlich im Süden unter den schismatischen Gemeinden der Abfall zum Islam. Es ist nur zu verwundern und einzig der aufopfernden Thätigkeit der Söhne des hl. Franziskus zuzuschreiben, daß in Mittel- und Nordalbanien so zahlreiche Gemeinden dem katholischen Glauben treu blieben. Die türkischen Albanesen drängten sich bald zum Kriegsdienste in die Heere der Sultane, und nach der Vernichtung der Janitscharen bildeten sie den Kern der türkischen Armeen, wie auch Albanesen stets die fähigsten und tapfersten Heerführer der Pforte waren. Als zu Ende des letzten Jahrhunderts, von Rußland geschürt, die Unruhen in Griechenland ausbrachen, theiligten sich die türkischen Albanesen ganz besonders am Kampfe gegen das Nachbarvolk. Die Wirren benützte Ali, der Fürst von Tepelen, und brachte in 40jährigen Kämpfen (1780 bis 1820) ganz Albanien unter seine Herrschaft. Als er sich aber durch Mord und Verrath seiner albanesischen Freunde zu

entledigen suchte, traten diese auf die Seite der Türken und führten den Sturz des kühnen Usurpators herbei. In dem Freiheitskriege Griechenlands, der jetzt folgte, kämpften die mohammedanischen Albanesen für die Türken, die Christlichen, namentlich die Sulioten, für die Griechen. In diesen jahrelangen Kämpfen gingen die christlichen Albanesen größtentheils zu Grunde. Als die Türkei nach der Schlacht von Navarino die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen mußte, wollte auch Albanien das Joch der Pforte abwerfen. Arslan Bey und der Pascha von Skutari entfalteten die Fahne des Aufbruchs; der Pascha von Bagdad sollte gleichzeitig angreifen, und Mehemet Ali schickte von Kairo aus Gold. Aber Reschid Pascha erschien mit einem türkischen Heere und erstickte den Aufstand

durch eine echt osmanische Treulosigkeit. Er lud die Führer der Albanesen nach Monastir zu gütlicher Ausgleichung der Streitpunkte, sein Ehrenwort für sicheres Geleite verpfändend. 400 Häuptlinge gingen mit zahlreichem Gefolge arglos in die Falle des Verräthers; bei einem Festgelage, das der Türke ihnen gab, wurden alle niedergehauen. Rasch und leicht folgte dann die Unterwerfung des Landes. 1843 und 1847 wurden ebenfalls größere Aufstände, welche gelegentlich von Truppenaushebungen ausbrachen, blutig niedergeschlagen. Auch seither gährt es noch immer in dem unruhigen Volke, und kaum ein Jahr verstreicht, wo es nicht da und dort zwischen Türken und Albanesen zu offenem Streite kommt.

(Schluß folgt.)



Missionsanstalt von Delen.

Die Gefangenen des Mahdi.

(Bericht des hochw. P. Bonomi an Msgr. Franziskus Sogaro, apostol. Präfecten von Centralafrika.)

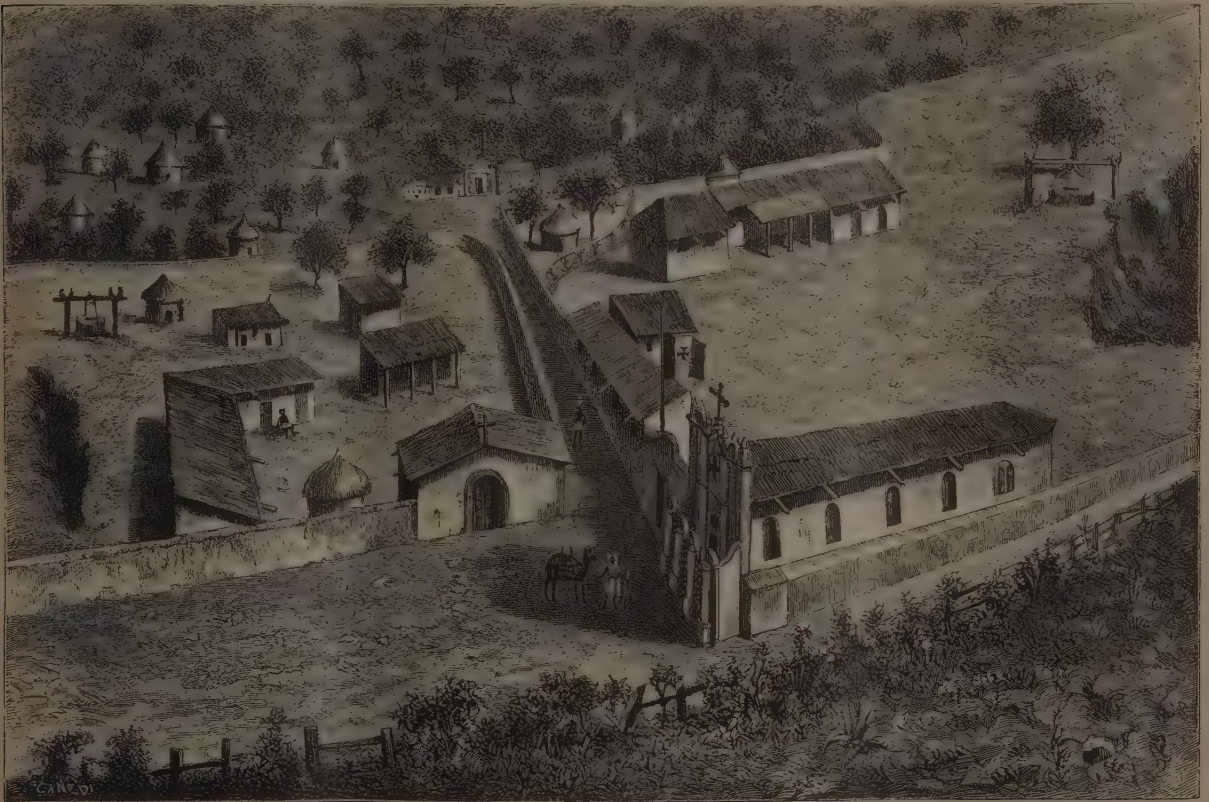
„Dem Lande der Gefangenschaft glücklich entronnen, ist es meine erste Pflicht, meinen Obern und den großmüthigen Wohltätern unserer Mission den innigsten Dank abzustatten für ihren Eifer, mit dem sie uns durch Gebet und Almosen zu Hilfe eilten. Ich schulde ihnen auch eine eingehende Erzählung der Trübsale, die uns betroffen haben. In Folge der großen Entfernung, der schwierigen Wege und des Mangels an jeder Verbindung blieben sie so lange Zeit ohne Nachrichten, daß sie den irrthümlichen Gerüchten, welche über uns im Umlaufe waren, vielleicht halb und halb Glauben schenkten. Es ist also

mein Voratz, das Bild unserer Leiden zu entwerfen, und zwar zunächst die Thatfachen zu schildern, welche unsere schwer geprüfte Mission betreffen, indem ich die Geschichte der religiös-politischen Bewegung, deren Augenzeuge ich war, später, wenn es Gott gefällt, niederschreiben werde. Um die Lage der Gefangenen des Mahdi besser zu verstehen, muß man den Brief nachlesen, den ich von Woga bei El Obeid am 1. Januar 1883 an den Protektor unserer Mission, Cardinal Canossa, schrieb. Dieser Brief, den die „Katholischen Missionen“ im Jahrgange 1883 S. 147 ff. veröffentlichten, erzählt unsere Erlebnisse und

die Entwicklung des Aufstandes bis Ende 1882. Da habe ich also die Erzählung wieder aufzunehmen.

Am 18. Januar 1883 ergab sich El Obeid der starken Armee des Mahdi; der Einzug der Sieger ward wenigstens nicht durch einen Massenmord besetzt. Während der langen Belagerung hatten sie alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß ihnen von der reichen Beute, welche in dieser Hauptstadt aufgehäuft war, nichts entgehe. So wurde jedes Haus von einer Wache umzingelt; dann trieb man die armen Bewohner in einen Winkel zusammen und zwang sie, den letzten Heller auszuliefern. Die Kinder, Diener und Sklaven, welche man von den Uebrigen getrennt verhörte, verriethen schließlich, geängstigt und selbst durch Mißhandlungen gezwungen, auch die am sorg-

fältigsten versteckten Werthsachen. Nachdem die Stadt also ausgeplündert war, führte man unter starker Begleitung alle freien Bürger in das Lager des Mahdi; nur das eine Gewand, das sie am Leibe hatten, und die nothwendigste Nahrung durften sie mitnehmen. Die Sklaven wurden von ihren neuen Herren gezwungen, vor ihren Augen überall den Boden umzuwühlen, wo man Schätze verborgen wähnte. So wurde auch das Grab des hochw. Dom Lofi geschändet. Weil die Räuber nur sehr wenig Geld in unserm Hause fanden, meinten sie, wir hätten es im Sarge des verstorbenen Missionärs versteckt; sie gruben ihn also aus und hatten keine Ruhe, bevor sie den Todtenschein durchstöbert hatten. Die Sudanesen begraben ihre Todten einfach in ein weißes Laken gehüllt; sie glaubten deshalb, wir



Kirche und Missionsgebäude von El Obeid. (Aus der Vogelschau.)

verschlossen Gold und Schätze in den Laden, in welchen wir unsere Todten beisehen.

Unsere Mitbrüder und Ordensschwestern wurden trotz ihres traurigen Gesundheitszustandes denselben Quälereien unterworfen, wie alle übrigen Gefangenen. Man bedrohte sie sogar mit dem Tode, wenn sie den Islam nicht annähmen. Zwei Tage führte man sie wiederholt vor den Mahdi; man versuchte sie einzuschüchtern, da aber alle Versuche fehlschlügen, beschloß man, vorläufig von weiteren Schritten abzustehen. Ein Vater und ein Frater (P. Don Paolo Rossignoli und der Kleriker Don Isidoro Locatelli) wurden also, beide schwer am Skorbut erkrankt und fast ohne Bewußtsein, in das Lager der Aufständischen getragen, wo wir sie, wie leicht zu begreifen, in

qualvoller Spannung erwarteten. Auch die Nonnen kamen zu uns; sie ritten auf Eseln von El Obeid ins Lager¹.

Unausprechlich war unsere Freude und unser Trost, die lieben Mitbrüder nach der peinlichsten Befürchtung wieder zu sehen. Wir boten Alles auf, um ihrer Seelen- und Leibesnoth hilfreich beizuspringen. Man hatte den Schwestern eine junge Sudanesin überlassen, welche treu bei ihren Wohlthäterinnen geblieben war. Blanca Lermima ist ihr Name. Obgleich von Negern entsprossen und für die Sklaverei bestimmt, konnte man

¹ Die Namen der fünf in El Obeid gefangenen Schwestern sind: Theresia Grigolini (Oberin), Concetta Corsi, Katharina Ghincarini, Elisabetha Venturini und Fortunata Quassé.

sie doch wegen der außerordentlichen Weiße ihrer Hautfarbe nicht auf einen Sklavenmarkt des Sudan bringen; man ließ ihr also die Freiheit, zu gehen wohin sie wolle. Sie entschloß sich, das Loos ihrer Wohltäterinnen zu theilen, und sie hätte keine glücklichere Wahl treffen können; denn wenige Monate später entschlief sie unter der mütterlichen Pflege der Nonnen, getröstet durch die letzte priesterliche Losprechung, sanft im Frieden des Herrn. Die Losprechung war leider das einzige Sacrament, wodurch wir ihre scheidende Seele erquickten konnten.

Inzwischen hatten wir eigenhändig drei Hütten erbaut, eine für die Missionäre, eine für die Schwestern und eine dritte, welche als Küche diente. Wir umgaben dieselben mit einer dichten Hecke und konnten, Dank einem Befehl des Mahdi, welcher verbot, uns zu belästigen, ein wenig zu Athem kommen. Nahrungsmittel besorgten wir uns mit Hilfe der Geldsumme, welche unsere Mitbrüder in El Obeid vor der Einnahme dieser Stadt uns heimlich zusenden konnten; auch half uns der Syrier Georg Stambuli, dessen Gastfreundschaft wir genossen. Unsere empfindlichste Entbehrung bereitete uns die Unmöglichkeit, das heilige Messopfer zu feiern und das Dreiergebet zu verrichten, indem alle kirchlichen Geräthe und Bücher zerstört oder geraubt waren. Eben hatten wir unsere Arbeit vollendet und es ging uns verhältnismäßig gut, da zerstörte ein furchtbarer Lagerbrand unsere Hütten und zwang uns, die Arbeit von vorne anzufangen. Vor den Schwestern hatten wir darin eine Erleichterung, daß wir frei den Markt besuchen und durch die Lagergassen gehen durften; doch immer mit dem weißen Gewande bekleidet und mit einem ebenfalls weißen Turban auf dem Kopfe. (Vgl. Bild S. 16.) Der Tarbusch, die rothe ägyptische Mütze, und jede andere Kleidung war uns verboten. Man braucht sich über diese Erleichterung nicht zu verwundern; mitten unter der verschiedenartigen und buntscheckigen Menge waren wir durch unsere weiße Gesichtsfarbe, unser weißes Gewand, unsere Aussprache und unser ganzes Aeußere auf den ersten Blick kenntlich. Wir konnten keinen Schritt thun, ohne daß der Mahdi sofort Kenntniß davon erhielt. Trotz dieser beständigen Aussicht, welcher wir unterstanden, gelang es uns dennoch verschiedene Male, die heiligen Sacramente zu spenden. Wir taufte einige Kinder; namentlich aber konnten wir den armen Syrern beibringen, welche nach der Einnahme von El Obeid sich zum Islam bekannt hatten, um das Leben zu retten. Diese Unglücklichen zitterten in ihrer Todesstunde beim Gedanken an das Gericht Gottes; denn trotz des äußerlichen Abfalles war der Glaube in ihren Herzen noch lebendig. So schwuren sie in Gegenwart von Zeugen dem Islam ab und starben mit dem Herrn versöhnt als bußfertige Christen.

So verfloß das Jahr 1883 in einer verhältnismäßigen Ruhe, welche nur von Zeit zu Zeit durch ernste Zwischenfälle gestört wurde. In unserer Brust lebte die Hoffnung auf eine baldige Befreiung, und die Siege der Armee des Khehive gaben ihr neue Festigkeit. Erschreckt durch die Erfolge, welche die Sendlinge des Mahdi in den westlicheren Theilen des Sudan erzielten, beschloßen der englische und ägyptische Gouverneur von Chartum, den Aufstand mit Einem Schlage niederzuwerfen. Sie schickten also den englischen General Hicks-Pascha gegen den Mahdi. Nach mehrmonatlicher Rüstung brach dieser Offizier an der Spitze von 12 000 Mann gegen Duen am Weißen Nil auf. In Duen ließ er 2000 Mann und zog mit allen übrigen Truppen westwärts nach Kordofan.

Mit der größten Freude hatten wir Kunde von seinem Marsche erhalten und verfolgten im Geiste seinen Siegeszug, der ihn zu uns bringen sollte. Ach, wie so manche andere, zerfloß auch diese Hoffnung vor unseren Augen! Am 6. November erhielten wir Kunde von seiner Niederlage und hörten, wie die Befreiungsarmee am 3., 4. und 5. desselben Monats in der Nähe von Casghe, einem Dorfe etwa 12 Stunden von El Obeid, gänzlich aufgerieben worden sei. Der einzige Europäer, welcher dem Blutbade entrann, war der Preuße Gustav Klotz, ein alter Uhlanen-Unteroffizier, der als Diener von Mr. Donovan, des Berichterstatters der „Daily News“, den Zug mitmachte. Einige Tage vor der Schlacht entfloß der arme Mensch nächtlicher Weile aus dem ägyptischen Lager; denn er erkannte die trostlose Lage der Armee. Die Aufständischen aber, welche das Lager von allen Seiten umschwärmten, griffen den Flüchtling auf, beraubten ihn und führten ihn zum Mahdi. Zwei Missionäre wurden als Dolmetscher herbeigerufen, und der falsche Prophet befragte ihn des Langen und Breiten über die Stärke des Feindes. Alle Umstehenden meinten, der Gefangene übertreibe, um sich beim Mahdi gut anzuschreiben, als sie seine Schilderung über die Muthlosigkeit und den Mangel an Disziplin in der ägyptischen Armee hörten. Der Mahdi hatte die Hauptmacht seiner Truppen um El Obeid zusammengezogen; zum Angriff wählte er den Augenblick, da Hicks-Pascha aus dem Lager von Rahab aufbrechen würde. Dort mußten die Truppen des englischen Generals durch ein ausgebreitetes, stacheliges Gehölz, wo es unmöglich war, in geschlossener Front zu marschiren. Man mußte sich also in kleine Trupps auflösen, um für das viele Gepäc, welches das Heer mitführte, einen Weg zu öffnen, und so gestaltete sich der Angriff zu keiner eigentlichen Schlacht, sondern zu einem Schlachten, zu einer Reihe von Einzelkämpfen, in denen eine Handvoll Soldaten, von allen Seiten umschlossen und erdrückt, verzweiflungsvoll mit einer ungezählten Uebermacht rang.

Wie soll ich Ihnen den furchtbaren Eindruck schildern, den die Niederlage Hicks-Pascha's auf uns machte? Jetzt war der letzte Hoffnungsschrahl vor unseren Augen erloschen! Wir mußten dem trostreichen Gedanken entsagen, der uns ein Jahr lang unsere schreckliche Lage erträglich gemacht hatte. Ewige Gefangenschaft war unser Loos. Nach der Vernichtung der Armee von Hicks-Pascha erschien die Macht des Mahdi furchtbar und niemand konnte sich jetzt mit ihm messen.

Wir waren nun ganz auf uns angewiesen und mußten selbst Mittel und Wege ausfindig machen, unser Loos zu erleichtern. Bei uns befand sich eine Negerin von seltenem Muth und erprobter Treue, welche wir in Europa hatten erziehen lassen; ihr Name ist Mariette Combatti. Wir entschlossen uns, sie mit Empfehlungsbriefen nach Chartum zu senden, damit sie uns das Lösegeld bringe. Gleichzeitig versuchte ich auch mit Hilfe eines mächtigen Fürsprechers vom Mahdi die Erlaubniß der Abreise zu erhalten. Zu diesem Zwecke schrieb ich einen Brief an ihn, erinnerte ihn an die Zusage, welche wir Anfangs erhalten hatten, und bat ihn, dieselbe endlich zu erfüllen. Der falsche Prophet antwortete mir eigenhändig, indem er unter meinen Brief ein paar freundliche, aber ausweichende Bemerkungen schrieb; sie schloßen mit dem Sage: „Die ganze Welt gehört ausschließlich Gott; welchen Grund hast Du nun, den einen Ort dem andern vorzuziehen? Und wenn Du erst müdest, wie sehr ich Dein Glück wünsche, so würdest Du Dich auch keine Stunde von mir trennen wollen.“

Es war mir nicht schwer, zu ahnen, von welchem „Glücke“ er rede! Ich antwortete, daß ich nach keinem Glücke von einem Menschen, sondern von Gott verlange. „Wenn der Allerhöchste mich aus der Sklaverei befreien will, ist ihm das sehr leicht,“ schloß ich. „Wenn er es aber nicht will, so werde ich dennoch seine Rathschlüsse anbeten und mich bestreben, ihm nach Kräften zu dienen.“

Da uns also dieser Weg verschlossen war, entwarfen wir einen vollständigen Fluchtplan. Ich fand einen Mann, der sich anheischig machte, eine Anzahl Kameele zu stellen und uns quer durch die Wüste nach Dongola zu führen. Zeit und Ort waren schon bestimmt und Lebensmittel für den Wüstenritt bereitet. Da, am Vorabend des festgesetzten Tages, gesiel es Gott, anders über uns zu verfügen.

Es war Ende März 1884. Der Mahdi hatte die Belagerung von Chartum beschlossen und leitete den Abmarsch seiner Horden nach jener Stadt. Er wollte uns inmitten dieser Menge, welche religiöser Fanatismus oder Furcht um ihn vereinigt hatte, mit sich schleppen. Bei dieser Gelegenheit machte er reiche Geschenke. Sein Khalife oder Stellvertreter Abdullah trat in seinem Auftrage zu uns und wiederholte die früheren Mahnungen, daß wir uns endlich zum Islam bekehren möchten. Da auch dieser Versuch, wie billig, mit aller Entschiedenheit abgefertigt wurde, verhaftete man uns plötzlich, trennte uns und übergab uns der Obhut verschiedener Häuptlinge. Man ließ uns nicht einmal die Zeit, unsere Hütten nochmals zu betreten, sondern führte uns mit anderen Sklaven zusammen fort. So verloren wir das Wenige, was wir an Kleidern, Mundvorrath und Schriften wieder erlangt hatten; unser Tagebuch, einige Aufzeichnungen von Offizieren aus der Armee Hicks-Pascha's, darunter eine historische Arbeit über den ganzen Feldzug, wurden vernichtet.

Zum Sammelpunkte, wo die ganze Menschenmenge bis August lagern sollte, war das Thal von Rahab bestimmt. Im Momente des Ausbruchs erneuerte man die Drohungen und die Versuche, uns einzuschüchtern, namentlich den Schwestern gegenüber; unsere unerschrockene Miene mochte ihnen jedoch geringen Erfolg verkünden. Der Selbennuth unserer braven Nonnen erfüllte uns, offen gestanden, mit Bewunderung. Da wir von ihnen fürderhin getrennt waren, konnten wir die Erzählung ihrer Leiden nicht aus ihrem eigenen Munde vernehmen; allein glaubwürdige Augenzeugen haben uns ihr Loos eingehend geschildert. Man zwang sie, mit bloßen Füßen über dornige Pfade zu gehen, unter der Gluth der Sonne, von brennendem Durste gefoltert, und jagte sie mit Schlägen voran, wenn Müdigkeit und Schmerz es ihnen unmöglich machten, mit den Uebrigen Schritt zu halten. Endlich erreichten sie Rahab; dort boten Griechen aus unserer Bekanntschaft, beim Anblicke ihrer traurigen Lage von Mitleid erfüllt, an unserer Statt ihnen hilfreiche Unterstützung. Was uns selbst betrifft, so wurden wir während unsers langen Aufenthaltes in Rahab beständig vor Aller Augen verborgen und von jedem Verkehre ferngehalten.

Das Thal von Rahab ist eine Bodensenkung zwei Tagesreisen südöstlich von El Obeid. Zur Regenzeit fließen daselbst von den umliegenden Hochebenen die Gewässer zusammen und bilden eine Art Teich, der lange Zeit die zahlreichen Quellen

der Umgegend speist. So ist das Thal während der Dürre ein Sammelplatz für die arabischen Nomaden. Südlich davon erhebt sich das Daier-Gebirge, ein wahres Nest des Raubgefinde's, welches die ägyptische Regierung niemals völlig zerstören konnte. Dieser Bergstock, einer der höchsten Nordafrikas, bedeckt eine Fläche von 30 km im Umfange und bildet eine Art Halbkreis. Nur von einer Seite kann man ihn besteigen, und auch dort läßt sich der Zugang leicht sperren. Mehrere Stellen dieser natürlichen Festung sind reichlich mit Wasser versehen; so können die Bergbewohner lange genug auch der furchtbarsten Armee trohen. Sie hatten sich geweigert, dem falschen Propheten auf seinen Kriegszügen Heeresfolge zu leisten. Der erzürnte Mahdi erklärte also, er wolle sie die Schwere seines Armes fühlen lassen und also züchtigen, daß allen Anbern die Lust einer Unbotmäßigkeit gründlich benommen werde. Um sicher zu gehen, bot er einem Theile der Bergbewohner vollständige Verzeihung an; leider ließen sie sich bereben. Den Rest sollte die Uebermacht erdrücken. Mehr als 50 000 Menschen liefen wiederholt gegen die uneinnehmbare Festung Sturm und verheerten alle zugänglichen Stellen des Berges. Aber die Belagerten hielten sich tapfer, stritten mit dem Muthe der Verzweiflung und brachten dem Mahdi bedeutende Verluste bei. Das war die erste Niederlage, welche trotz aller Anstrengung die Fahne der Empörung erlitt; Muhammed Achmed konnte das tapferere Bergvolk nicht bezwingen. Sein Grimm wandte sich wider die Unglücklichen, welche gar zu vertrauenselig sich seiner Gnade überantwortet hatten und gefangen im Lager von Rahab weilten. Es ist mir unmöglich, die barbarische Rohheit zu schildern, mit welcher man diese Armen behandelte; es war entsetzlich. Man beraubte sie der Kleider, pferchte sie wie eine Viehherde zwischen Dornhecken zusammen, überließ sie während drei Monaten der Sonnengluth, dem Regen, der Nachtkälte, dem Hunger, dem Durste. Die ganze Nahrung bestand in einer Handvoll roher Körner, und jeden Abend wurde ihnen ein Napf voll Wasser verabreicht. Diese Behandlung hatte bald eine Seuche zur Folge, welche massenhafte Opfer forberte; Väter sahen ihre Söhne mit dem Tode ringen, ohne ihnen helfen zu können; abgemagerte und todtensbleiche Kinder schleppeten sich wehklagend zu ihren Müttern, denen selbst vor Schwäche die Sinne schwanen. Jeden Morgen zwangen die Wächter die stärkern Gefangenen, die Leichen und die Sterbenden aus der Umzäunung hinauszuschaffen — ach, es waren oft ihre nächsten Verwandten, ihre eigenen Eltern!

Bei der bloßen Erinnerung an diese Schreckensscenen stockt das Blut in meinen Adern und steigen meine Haare zu Berg. Da ich um diese Zeit mich verhältnismäßig frei bewegen konnte, gab ich mir Mühe, den Unglücklichen beizuspringen; leider hatte ich aber keine Mittel einem solchen Gende gegenüber. Doch konnte ich eine bedeutende Zahl dem Tode geweihter und schon mit dem Tode ringender Kinder taufen. Es gelang mir, sie an mich zu locken, indem ich ihnen einen Schluck Wasser, oder eine Brodkrume schenkte, einen wahren Lekerbissen für die armen Wesen. So ließ der Herr, der Gutes aus dem Bösen ziehen kann, unsere Gefangenschaft in seiner Weisheit zum Heile mancher Seele gereichen; sie beten jetzt im Himmel für die mit dem Fluche beladene Nachkommenschaft von Noe's zweitem Sohne.“ (Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Tongking.

Apostol. Vikariat West-Tongking. Der Name des hochw. P. Pinabel, eines der Begründer der Laos-Missionen, ist un-
 seren Lesern wohl-
 bekannt. Man wird
 sich erinnern, wie
 derselbe in den
 Jahren 1880 bis
 Ende 1883 mit
 Hilfe seiner Mit-
 brüder 18 Kapel-
 len in ebenso vielen
 kleinen Christen-
 gemeinden errich-
 tete und mehrere
 Hundert Bergbe-
 wohner taufen
 konnte. Man er-
 innert sich auch an
 die Katastrophe,
 der die aufblühende
 Mission zu An-
 fang 1884 zum
 Opfer fiel. Seine
 Mitbrüder Rival,
 Manissol, Seguret,
 Gélot, Antoine
 und etwa 50 Kate-
 chisten wurden da-
 mals ermordet,
 25 kleine Christen-
 gemeinden ver-
 nichtet oder zer-
 sprengt; er selbst
 entfloß, wurde ge-
 fangen, mit dem
 Rang beladen und
 entging nur mit
 Mühe dem Tode.
 (Jahrg. 1884 S.
 117.) Dieser Mis-
 sionär ist seither
 den Folgen seiner
 Leiden am 3. Juli
 1885 erlegen. P.
 Petrus Karl Lud-
 wig Pinabel
 stammt aus der
 Diocese Coutan-
 ces, wo er nach
 Vollenbung seiner
 Studien zum Priester geweiht wurde; 1869 trat er in das
 Pariser Missionsseminar und am 1. Januar 1871 setzte er
 seinen Fuß auf den Boden Tongkings. Ende 1873 durch-
 lebte er die furchtbare Verfolgung, welche der damalige, ebenso
 tollkühn unternommene als schmachvoll beschlossene Krieg der
 Franzosen am Rothen Strome zur Folge hatte. (Man lese

unsere Beschreibung in der December-Nummer 1883 S. 245 ff.)
 Am 23. December 1873 wurden drei Priester seines Missions-
 bezirks, darunter der Pfarrer der Gemeinde, in welcher er da-
 mals thätig war, mehrere Katechisten, auch sein eigener,
 und eine große
 Anzahl Christen
 ermordet. Im Nu
 standen 30 christ-
 liche Weiler in
 Flammen, und P.
 Pinabel sah sich
 von den Schrecken
 des Aufstandes
 umringt. Vom
 Feinde verfolgt,
 konnte er in der
 Dämmerung eine
 benachbarte Grotte
 erreichen. Glück-
 licherweise wagten
 die Mörder nicht
 in dieselbe einzu-
 bringen; aber sie
 stießen ihre Lanzen
 in das Dunkel der
 Höhle; mehr als
 einmal streifte das
 Eisen die Brust
 des Missionärs. In
 der Nacht konnte
 er dann entfliehen,
 und nachdem er sich
 mehrere Tage im
 Gebirge verborgen
 gehalten hatte, end-
 lich heimlich NINH-
 BINH erreichen.
 Von 1877—1879
 war er abwechselnd
 Procurator der
 Mission und Leh-
 rer im Colleg von
 Phuc Nhac. 1880
 begann seine apo-
 stolische Thätigkeit
 unter der wilden
 Bergbevölkerung
 der Laos, welche,
 wenn auch nicht
 gerade mit dem
 Martertode, so doch
 mit einem Ende



Dom Luigi Bonomi in arabischer Tracht.

schloß, das eines treuen und muthigen Arbeiters im Weinberge
 des Herrn würdig ist. R. I. P. (Vgl. sein Porträt S. 17.)

Der apostol. Vikar von West-Tongking, den dieser Todesfall des
 letzten Laos-Missionärs mit Schmerz erfüllt, berichtet, daß leider auch
 jetzt die Christenverfolgung in seinem Sprengel nicht zu Ende sei.
 Am 8. Juli wurde die Pfarrei Lac-Tho von den Schwarzflaggen

gänzlich verwüftet. Diese Pfarrei, welche aus 18 christlichen Weibern bestand, zählte etwa 2000 Christen. P. Brisson, der sie verwaltete, konnte mit Noth dem Tode entkommen. Die Räuber plünderten Pfarrhaus und Kirche, steckten sie in Brand; binnen zwei Stunden loderten 18 christliche Weiber, und mehrere Neophyten wurden niedergehauen, den übrigen Alles geraubt. Auch bei Sontay wurde die wichtige Pfarrei Bau-no neulich noch geplündert und zum Theile zerstört. Im Nordbistricte war es bisher unmöglich, mehr als eine von den sechs Pfarreien wieder zu besetzen, die übrigen bleiben in der Gewalt der Räuberbanden. Es konnte daher auch eine große Zahl der Christen, namentlich Frauen, noch nicht in ihre Dörfer zurückkehren; sie wären dort des Lebens nicht sicher. So muß die Mission mehrere hundert Menschen ernähren. In der Provinz Phan-Hoa leiden die Gemeinden, die letztes Jahr durch Mord, Raub und Brand verwüftet wurden, bittere Hungersnoth. Die Reis- und Maisernte mißglückte; und niemand will den Christen borgen. Der hochwürdigste Herr schließt mit den Worten: „Weber die Mission, noch

die Christen haben irgend einen Schadenersatz für das geraubte und verwüfete Gut erhalten. Meine oft wiederholten Forderungen bleiben (von der französischen Regierung) unbeachtet und die Mörder unserer Missionäre und Christen brüsten sich unbestraft mit ihren Thaten. Man kann auf keine menschliche Gerechtigkeit mehr bauen! Bitten Sie den lieben Gott, daß er uns in der harten Prüfung Stärke und die Leiden, welche seit zwei Jahren über unsere Mission hereingebrochen sind, zu seiner größeren Ehre gereichen lasse.“

Hinterindien.

Apostol. Vikariat Ost-Cochinchina. P. Gessroy, von dem wir bereits einen Brief über die entsetzlichen Vorgänge im Reiche Annam mittheilten (Jahrg. 1885 S. 258), ergänzt in den folgenden Zeilen das traurige Bild, das er uns von der fürchtbaren Verfolgung entwarf:



R. P. Pinabel, Missionär im Laosgebiete.

„Von meinem lieben Schia-Hio, wo ich seit sechs Jahren so glückliche Tage verlebte, ist nichts mehr übrig als der Name. Vom 13. bis 24. Juli schwebte ich in beständiger Todesangst. Täglich, stündlich ließen von Tu-Ngai die betrübendsten Nachrichten ein. Raub, Mord, Brand herrschte drüben zuerst in einer, dann in zwei, endlich in allen Christengemeinden. Schrecken verbreitete sich unter meinen Christen, welche ihr Loos wohl ahnten. Nur ein niedriger Höhenzug trennte uns von Tu-Ngai; er sollte bald von den Nordbrennern überschritten werden. Zehn Tage arbeitete ich, um einen planmäßigen Widerstand vorzubereiten; meine Gemeinde war schließlich eine Art Festung, welche den Angriff der „Gelehrten“ wohl eine Zeitlang zurückweisen konnte. Ich wollte nur Zeit gewinnen, überzeugt, die Franzosen würden uns schon zu Hilfe kommen, sobald sie unsere Lage erführen, und deshalb schrieb ich Briefe nach Nord und Süd. Alle meine Christen hatten sich mit ihrer Habe in

die Mauern der Kirche und des Klosters geflüchtet. Da wollten wir uns gegen die Nordbrenner bis aufs äußerste vertheidigen. Wie ich, so handelten auch meine Mitbrüder in ihren Pfarreien. Man darf uns nicht vorwerfen, wir hätten uns wie eine Herde Schafe hinwürgen lassen. Eine christliche Armee zu bilden und die ganze Provinz zu schützen, das kann nur einem Menschen einfallen, der von der Lage in Annam nichts versteht. Wir waren verstreut, ohne Waffen, in Feindesland und hatten gegen uns ein Heer mit Flinten und Kanonen, welche die Regierung den Gelehrten zur Benützung überließ. So lange ich nicht überzeugt war, daß die Regierung gegen uns sei, ließ ich die Hoffnung, meine Christen zu retten, nicht sinken; sobald mir aber klar war, daß die Mandarinen und die Gelehrten gemeinsames Spiel hatten, begriff ich den Ernst der Lage und hielt uns für verloren, wenn nicht rasch ein französisches Kriegsschiff uns zu Hilfe kam. Ich bat also P. Dupont, er möge nach

Huß gehen und unsere Lage dem General de Courcy schildern. Er wollte nicht, weil er zu jung sei. Das sei meine Aufgabe, sagte er, und versprach mir, in meiner Abwesenheit meine Christen zu bewachen und ihnen wenigstens die letzte Losprechung zu geben, wenn an keinen Widerstand mehr zu denken sei.

Ich gab mir Mühe, eine Barke zu finden, um zur See nach Huß zu gehen; denn zu Land war es unmöglich. Aber alle Häfen und die ganze Küste wurden streng bewacht. Dank der Hingabe einiger Christen gelang es mir doch, in einer dunkeln Regennacht eine annamitische Barke zu besteigen, welche nach Süden unter Segel gehen wollte. Der Herr des Schiffes und vier Matrosen waren Heiden, die übrigen Christen; auch fünf christliche Familien hatten sich an Bord geflüchtet.

Mit vielen Bitten bewog ich ihn endlich, nordwärts zu steuern. Die Fahrt war lang und wir hatten dafür zu wenig Wasser, aber das that nichts. Man lichtete den Anker und hüzte die Segel; denn es stand zu fürchten, daß man uns sonst festhalten würde. Weber in Kwang-Nam, noch in Tu-Ngai konnten wir Wasser einnehmen; wir litten also bis am Abende des dritten Tages Durst, wo wir auf einer kleinen Insel in der Bucht von Luron landeten. Von dort hatten wir Gegenwind, so daß ich bis nach Huß acht volle Tage brauchte.

Meine Bitten hatten in Huß keinen Erfolg. Ich kehrte also am 3. nach Kwi-Nhon zurück. Am 5. war ich in der Gegend meiner Gemeinde angelangt. Die Christendörfer brannten; ich konnte nicht daran zweifeln. Die Feuersäulen, welche längs der Küste von Vinh-Dinh aufloderten, bewiesen, daß diese Provinz in der Hand des Feindes sei. Namentlich in der Gegend von Kwi-Nhon, das wir um 4 Uhr Abends erreichten, bot sich

uns ein herzzerreißendes Schauspiel. Lang-Song und mehrere Christendörfer der Umgegend standen in Flammen; das Ufer bei Kwi-Nhon war mit Christen bedeckt, welche den Gelehrten hatten entrinnen können. Mgr. Van Camellebe und mehrere Mitbrüder fand ich im Consulsgebäude. Welch ein schmerzliches Wiedersehen unter solchen entsetzlichen Verhältnissen! Alles war verloren, unsere liebe, blühende Mission von Binh-Dinh lag vernichtet. Aus meinem Bezirke, der ungefähr 3000 Christen zählte, waren kaum 100 gerettet. Die Patres Dourisbourg, Chambois, Lacassagne, Walfort und ich erhielten den Auftrag, nach Saigon zu segeln, um Reis und sonst das Aller-nothwendigste einzukaufen. Nach einem achttägigen Aufenthalt in Saigon kehrte ich allein mit einer Ladung Reis nach Kwi-Nhon zurück; es war hohe Zeit, denn die 7—8000 Christen dort hatten das letzte Körnchen aufgezehrt.

Bei meiner Ankunft hatten der hochw. Bischof und meine Mitbrüder bereits die 'Marie', ein deutsches Schiff, gemietet, um ein Tausend Christen nach Saigon zu befördern; der 'Bivier' schickte sich an, sie zu begleiten. Mittwoch den 19. August traf ich ein; noch hatte man keine Nachrichten aus den südlichen Provinzen. Phü-Yan war zweifellos angegriffen worden; was aber in Kwan-hoa und Binh-thuan vorgefallen, wußte man nicht. Am Abend des folgenden Tages lief eine kleine Barke aus Kwan-hoa ein und brachte Briefe der PP. Auger und Guittou, datirt vom 17. August. Noch hatte das Morben und Brennen daselbst nicht begonnen; aber es würde nach ihrer Meinung nicht lange ausbleiben. Der eingeborene Priester und die Christen von Binh-hoa hatten sich in die Berge geflüchtet; auch zu Nha-trang begannen die Christen zu fliehen. Der Bischof beschwor den Commandanten des 'Nion', nach Kwan-hoa zu dampfen, um die Mitbrüder und Christen jener Provinz zu retten; aber der 'Nion' wagte es offenbar nicht und blieb untätig vor Kwin-Nhon liegen, wie er es seit dem 5. August gethan. (!)

Am 22. lief das kleine deutsche Boot die 'Gerda' in Kwi-Nhon ein; wir mieteten es noch am gleichen Tage für eine Fahrt nach der Südküste, um womöglich die Missionäre und Christen zu retten. Da ich in Kwan-hoa bekannt war, beauftragte mich der hochw. Bischof, zugleich mit einem eingeborenen Priester, der Binh-thuan kannte, mit der 'Gerda' dorthin zu gehen. Wir verließen Kwin-Nhon am Sonntag, 23. August, mit Tagesanbruch und warfen am Abend vor dem Fort Nha-trang Anker. Der Bischof hatte uns eine kleine Kanone verschafft; denn das Schiff hatte keine an Bord. Man feuerte sechs Schüsse ab; die Heiden erschrocken. Aber was war aus den Christen geworden? Auch nicht Einer ließ sich blicken weder während der Nacht, noch am folgenden Morgen. Ich fürchtete, wir seien zu spät gekommen. Ich bat, eine Schaluppe auszusenden, und wir gingen ans Land. Nur Heiden begegneten uns, welche auf meine Fragen ausweichende Antworten gaben. Endlich sagte uns ein alter Mann gerade heraus, morgen oder übermorgen sei der festgesetzte Tag, an welchem die Christen niedergemacht werden sollten. Ich bat nun meine Begleiter, mir zum Hause eines Christen in die Oberstadt zu folgen. Das war gefährlich; denn wir mußten zwischen zwei Forts durch. Aber wir waren unser fünf und bis an die Zähne bewaffnet: zwei Deutsche, zwei Franzosen und der annamitische Priester. Alles floh vor uns und wir erreichten das Haus ohne Schwierigkeit. Wir hörten, die Missionäre hätten vor zwei Tagen in einer Barke entfliehen können und die Christen hätten mit der

Flucht ins Gebirge begonnen. Ich schickte sofort an alle Christen die Mittheilung, wir seien während der Nacht bereit, alle Christen an Bord zu nehmen, welche sich auf den Strand von Dong-de hinter den Hafen begeben würden. Dann kehrten wir in aller Eile zu unserer Schaluppe zurück und gingen an Bord. Die Landung hatte drei Stunden beansprucht; denn das Schiff mußte ziemlich weit vom Ufer ankern. Gegen 2 Uhr Nachmittags sahen wir eine Barke von einer seitwärts gelegenen Insel abstoßen und auf uns zukommen. Sie nahte sehr langsam und fast mit Mißtrauen. Was sollte das bedeuten? Waren es Christen oder Heiden? Auf jener Insel gab es keine Christen. Inzwischen kam die Barke näher; sie war voll von Menschen. Endlich grüßte ich mit meinem Hute; da zogen zwei Männer auf der Barke ebenfalls den Hut und ich erkannte meine beiden Mitbrüder, die PP. Auger und Guittou. Sie können sich die Freude dieses Wiedersehens inmitten aller Trauer selbst ausmalen. —

Gegen Abend gewährte man durch das Fernrohr schon mehrere Christen auf dem als Sammelplatz bezeichneten Strande. Wir mußten für das Rettungswerk mehrere heidnische Barken in Anspruch nehmen, und während der ganzen Nacht gingen sechs Fahrzeuge zwischen dem Schiffe und dem Strande hin und her. Bei Tagesanbruch waren Alle an Bord. In der ganzen Angelegenheit leisteten uns die Deutschen die edelmüthigste Hilfe. Nahe an 700 Menschenleben wurden so gerettet. Sofort lichteten wir die Anker und fuhren nach Saigon, das wir erst nach zwei Tagen erreichten.

Als Mgr. Colombert vernahm, daß die Christen von Binh-thuan und Kwan-hoa noch nicht gemordet seien, gab er sich alle erdenkliche Mühe, ein zweites Schiff aufzutreiben, welches nach Binh-thuan gehen würde, während die 'Gerda', welche inzwischen ihre Geretteten in Saigon gelandet hatte, nach Kwan-hoa zurückkehrte. Die 'Arcthusa' sollte erst nach vier Tagen nach Tongking; man ließ sie uns also. Wir theilten uns jetzt; P. Auger bestieg mit einigen Christen und dem P. Hamon von Saigon als Dolmetsch die 'Gerda' und fuhr nach Kwan-hoa, während P. Guittou, der annamitische Priester und ich mit der 'Arcthusa' nach Binh-thuan gehen sollten. Noch habe ich keine Nachricht von der 'Gerda'; aber das Unternehmen der 'Arcthusa' schlug völlig fehl. P. Guittou drang mit dem annamitischen Priester während der Nacht bis zum Missionshause des P. Billame vor; allein derselbe war seit vier Tagen geflohen, um über die von wilden Stämmen bewohnten Berge Saigon zu erreichen. Die Christen hatten sich ebenfalls ins Gebirge geflüchtet. Dennoch hätten wir noch eine große Zahl Christen von Binh-thuan retten können, hätte uns die 'Arcthusa' nur 24 Stunden länger zur Verfügung gestanden.

Seit dem letzten Sonntag bin ich wieder in Saigon und muß hier bleiben, um etwas auszuruhen. Es handelt sich darum, alle Christen von Kwi-Nhon hierher zu bringen. Wir werden ihnen später eine neue Heimath schaffen müssen, und das wird nicht leicht sein. Beten Sie für mich und uns und lassen Sie beten!"

Nachschrift. Saigon, den 4. September: „Als ich gestern meinen Brief schloß, erfuhr ich, eben laufe die 'Gerda' mit 1000 Christen von Kwi-Nhon ein. Sie hatte in Kwan-hoa niemanden mehr retten können. Das Christenhaus, das ich noch vor wenigen Tagen besucht hatte, war niedergebrannt. Ganz Kwan-hoa hat das Schicksal der übrigen Provinzen ge-

theilt. Wie ich erfahre, ist Kwang-Nam bis jetzt von einem Angriffe verschont geblieben. Die PP. Brupdre und Maillard bieten Alles auf, um die Flucht der Christen nach der Bai von Turon zu decken. Morgen werde ich nach Kwi-Nhon zurückgehen."

Sudan.

Apostol. Vikariat Centralafrika. Msgr. Sogaro erhielt einen Brief des hochw. P. Vicentini mit einigen Nachrichten über die noch immer in Gefangenschaft schmachtenden Nonnen, aus dem wir zur Ergänzung des oben mitgetheilten Berichtes Dom Bonomi's die folgenden Zeilen herausheben:

„Heute (16. Sept. 1885) traf Anastasio Mitaliciano von Chartum oder genauer von Omdurman nach einer Reise von 50 Tagen in Kairo ein. Er durchzog die Wüste bis Abu Dom und setzte von dort seine Reise auf dem rechten Nilufer fort. Bei Abu-Fatmech hatten ihn die Rebellen festgenommen und wollten ihn wieder nach Chartum zurückbringen; auf die Fürbitte zweier Araber ließen sie ihn aber seines Weges ziehen. Ueber unsere Gefangenen konnte er uns nichts Neues berichten. Die Schwestern werden nicht mißhandelt; sie leben von ihrer Handarbeit; er sagte, die Griechen beschützten sie wie Blutsverwandte; sie rechneten sich dies zur Ehre und thaten es auch in der Hoffnung, daß unsere Mission ihnen eines Tages ebenfalls zu Hilfe kommen werde. Er erzählte auch, von den 20 000 Bewohnern von Chartum, welche beim Falle der Stadt noch lebten, seien kaum 1500 dem Schwerte der Rebellen entronnen. Seiner Meinung nach wäre es jetzt ein Leichtes, den Sudan zurückzuerobern; der Mahdi sei todt; seine Streitkraft in Omdurman und Chartum betrage keine 10 000 Mann: die Leute seien des Krieges müde und würden sich gerne wieder unter die Herrschaft Aegyptens fügen. Nach dem Tode des Mahdi sei keine Ordnung, keine Einheit mehr. Die Rebellen hätten unter den Chagghies ein großes Gemetzel verübt, weil sie diesen Stamm haßten. Er versichert überdies, der Regierungspalast und die Mubirich in Chartum seien von den Rebellen niedergegriffen worden, um mit den Steinen zu Omdurman dem Mahdi ein Denkmal zu errichten; die Gebäude der Mission ständen aber unverletzt."

Nach einem neuern Telegramme ist eine der Schwestern (Schwester Caprini) seit der Gefangenschaft glücklich entronnen. Nähere Nachrichten fehlen bis jetzt.

Nordamerika.

Mission im Felsengebirge. Verwichenen Sommer durchreiste der Obere der Missionen unter den Indianern der Felsengebirge, P. Cataldo S. J., als er in Angelegenheiten seiner Mission nach Europa gekommen war, verschiedene Häuser seines Ordens in Holland und England, um neuen Zugung für die Mission zu erlangen. Am zahlreichsten meldeten sich bei dem Missionär, der von den Ordensobern mit besonderen Vollmachten dafür ausgestattet worden war, Angehörige der niederländischen Ordensprovinz, welche in der Sambesi-Mission schon so viele ihrer Mitglieder zählt. Aber auch die deutsche Provinz, obwohl auf so vielen Arbeitsfeldern in Anspruch genommen, hat sich nicht karg bewiesen. Am 11. August ging die erste Truppe unter P. Cataldo's Führung von Liverpool auf die See. Es waren meist jüngere Leute, die noch in der Vorbereitung sind. Die zweite Colonne, unter der Führung P. Rebmans aus Speier, verließ am 20. September, nachdem sie in Paris sich zusammengefunden, Antwerpen.

Es war äußerst anziehend, den obengenannten Missionsobern über den Stand seiner Unternehmung berichten zu hören, und wir halten, um das Interesse für diese Mission zu wecken, es nicht für ungeeignet, einige der beschreibenden Züge hier mitzutheilen:

P. Cataldo, ein ausbauerner Sicilianer, noch nicht 50 Jahre alt, gehört der Mission seit zwanzig Jahren an. Seiner Thätigkeit ist die Belehrung der „Pfriemenherzen" zu verdanken, von welcher wir aus anderweitigen Quellen vielleicht ausführlicher berichten werden. Jetzt zählt die Mission neun große Gemeinden oder Bezirke mit je mehre-

ren Patres, darunter befindet sich ein Deutscher, P. Friedr. Eberschweiler, und ein greiser Schweizer, P. Josef, der bereits seit 40 Jahren unter seinen lieben Indianern weilt. Eine besondere Sorgfalt wird den Schulen zugewendet, und zwar ist man besonders bedacht, den Knaben eine den Bedürfnissen und Beziehungen der wirklichen Umgebung angemessene Ausbildung zu Theil werden zu lassen und ihnen damit eine angesehene Existenz zu sichern. So ist die beste Aussicht vorhanden, daß die katholisch werdenden Indianerstämme vor dem Untergange bewahrt bleiben. Allerdings ist die Sprache des Unterrichts aus triftigen Gründen Englisch, aber die Kinder lernen dieselbe sehr schnell, und sind daneben stolz auf ihre indianische Muttersprache, welche die Sprache der Predigt und Katechese bleiben muß. Somit ist auch für die Erhaltung der Sprache oder der Sprachen selbst keine Gefahr. Es werden in dem Gebiet der Mission sieben untereinander sehr verschiedene Sprachen gesprochen, deren jede wieder viele Dialekte hat, so die der durchbohrten Nasen allein elf Mundarten. Man begreift, daß dieser Umstand nicht geringe Schwierigkeiten bietet. Nur von einem Stamme, dem der Plattköpfe, existirt bis jetzt Grammatik und Wörterbuch.

Vorerst handelt es sich darum, die Indianerkinder zu unterrichten. Wichtiger noch als Schulunterricht ist aber die Anleitung der Indianer zu einem seßhaften, ackerbauenden Leben, zu welchem sich die verschiedenen, zum Leben nothwendigen Handwerke gesellen. Es ist merkwürdig, wie der Erfolg in dieser Beziehung gerade an die Belehrung derselben geknüpft scheint. In der That sind bereits nicht wenige Tausende von diesen wandernden Söhnen der Wildniß zu arbeitsamen Dorfbewohnern umgewandelt: Von sehr großer Wichtigkeit sind darum hier die Laienbrüder. P. Cataldo wünschte für jede Niederlassung deren sechs. Dieselben mußten die Kühe, die Hausdienste, die Felder, das Vieh, und je einer die Unterweisung der Knaben und die Anleitung der Indianer zum Feldbau übernehmen. Auf diese Weise werden gerade für diese Mission die Laienbrüder von besonderer Wichtigkeit.

Ueber das Verhalten der Neuebekehrten herrscht nur eine Stimme des Lobes. Wir erwähnen, da wir auf die Tugendbeispiele der Letzten der rothen Rasse noch öfter zurückzukommen haben, nur den Eifer im Empfang der heiligen Sacramente. Man glaubt sich in die Zeiten des ersten Christenthums versetzt, wenn man hört, daß ein ganzer Stamm allwöchentlich zum Tische des Herrn geht und das nicht als etwas Besonderes, sondern Natürliches ansieht. Dem entspricht auch die Anschuld der Sitten.

Hoffen wir, daß der neue Anlauf zum Missionswerk unter den rothen Männern große Früchte zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen in dieser dort emporblühenden jungen Kirche stiften werde. Es hat das Herz unseres großen regierenden Papstes, wie das seines erhabenen Vorgängers, mit väterlicher Freude erfüllt, diese junge Kirche im Nordwesten Amerika's emporblühen zu sehen und zu hören, wie manche dem Werke ihre Kräfte weihen und P. Cataldo zu folgen gedächten. Tragen wir unsererseits nach Kräften bei, das hoffnungsreiche Arbeitsfeld durch unsere Wünsche, Gebete, Gaben und Arbeiten mitzubefruchten.

In dem folgenden Briefe aus der Mission St. Ignatius bei den Plattköpfen berichtet uns Fr. Blasowski S. J., einer der jungen Missionäre, welche mit P. Cataldo im August abreisen, die ersten Eindrücke der Mission im fernen Felsengebirge:

¹ Eines Tages sagte ein Indianer, an dessen Hütte P. Cataldo vorbeiging, zu ihm: „Ich muß dir danken, Vater." — „Warum denn?" — „Du hast mich arbeiten gelehrt. Wenn ich müßig war, hast du immer gesagt: 'Arbeite, arbeite, arbeite!' und jetzt kann ich nicht ohne Arbeit leben. Einmal, als wir unsere Ernte eingebracht hatten, sagte ich zu meinem Weibe: 'Heute wollen wir uns einen freien Tag machen.' Wir schwägten nun und spielten den ganzen Vormittag, aber am Mittag waren wir Beide müder vom Nichtsthun, als wenn wir die ganze Zeit gearbeitet hätten."

Die Rundreise, die P. Cataldo, der Obere der Mission im Felsengebirge, während des vergangenen Sommers in Europa gemacht hatte, war für die Mission von großem Nutzen. Neun neue Missionäre, unter welchen auch ich das Glück zu sein hatte, brachen mit ihm im Monat August nach Amerika auf, eine gleiche Anzahl wird hier noch vor dem Eintritte des Winters erwartet und mehr als dreißig andere bereiten sich in Europa für diese Mission vor. Dieser Zuwachs von Arbeitern wird nun die Oberen in Stand setzen, die schon gegründeten Missionen zu vervollständigen und neue Missionen zu eröffnen.

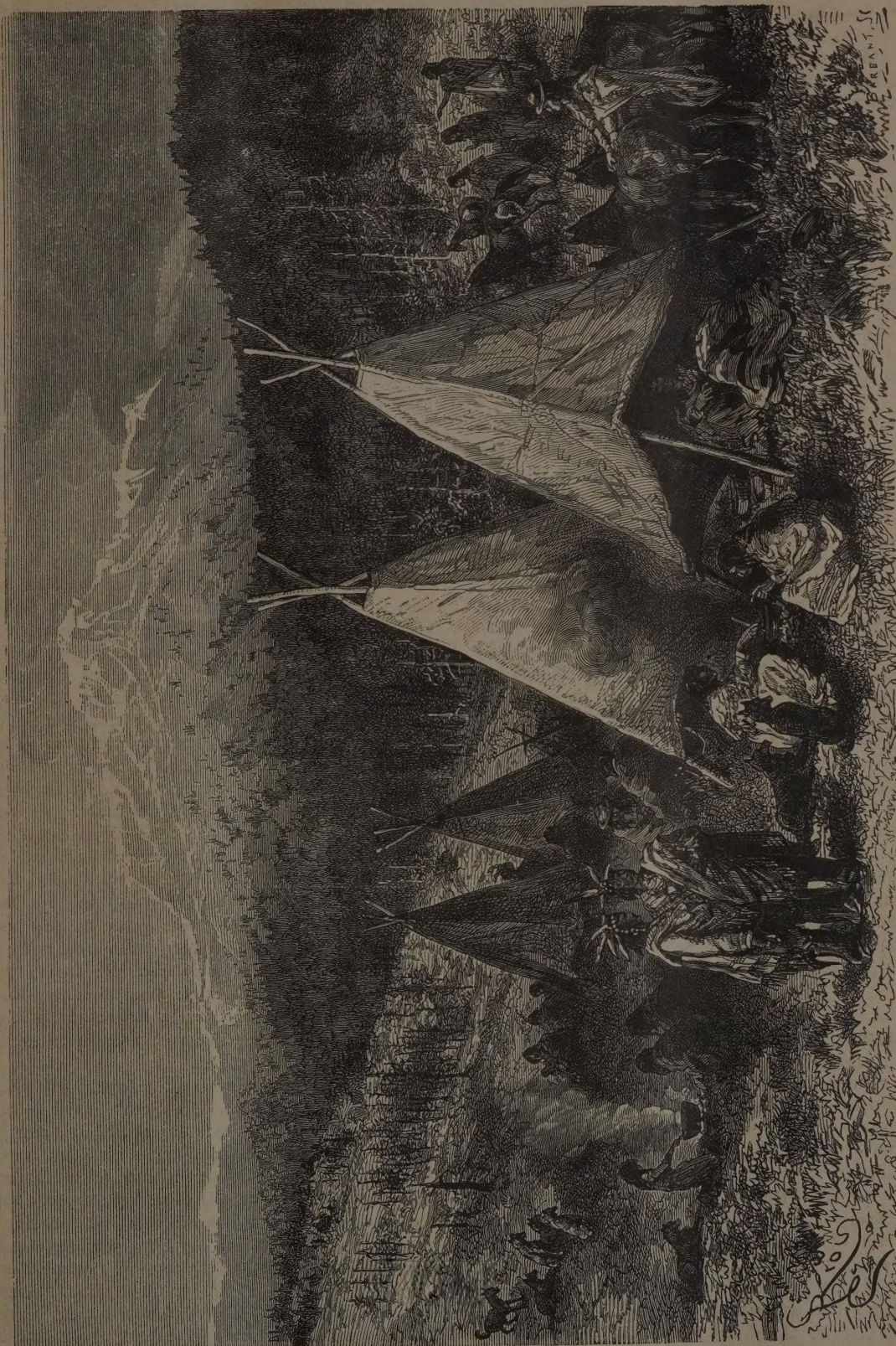
Die Mission der Plattköpfe, die unter den Schutz unseres heiligen Vaters Ignatius gestellt ist und nach ihm deshalb St.-Ignatius-Mission geheißen wird, liegt in einem Thale, das von zwei Gebirgsketten der Felsengebirge, die parallel von Süden nach Norden laufen, gebildet wird. Im Norden grenzt das Thal an den Flathead lake, während es im Süden durch einen niedrigen Bergzug von dem Ravallithal, durch welches die Eisenbahn geht, getrennt wird. Hart an diesem Bergzuge liegt das Indianerdorf. Ein schmuckes, nettes Dorf, das ein Unkundiger wohl für eine Ansiedelung von Weißen halten würde. Die Zelte, die bisher den Indianern auf ihrem Nomadenleben Obdach gaben (vgl. Abbildg. S. 21), haben bis auf wenige den bequemen Blockhäusern Platz gemacht. Zwischen diesen sieht man wohlbebaute Maisfelder und mit Zäunen begrenzte Gemüsegärten. Die Missionskirche erhebt sich in der Mitte des Dorfes und nahe dabei das Kloster der Schwestern von der Vorsehung, unsere Wohnung mit ihren verschiedenen Werkstätten und das Schulgebäude. Alle diese Häuser sind von den Indianern unter der Leitung einiger tüchtiger Werkmeister aufgeführt worden. Das Schulhaus für Knaben wurde erst dieses Jahr fertiggestellt und bietet nun genügenden Raum für 150 Schüler. Zur Zeit befinden sich zwar in den Schulen nur 65 Knaben und eine gleiche Anzahl Mädchen, diese Zahl steigt aber gewöhnlich beim Eintritte des Winters. — Der Unterricht beschränkt sich auf das Nothwendigste; da die Indianer von Natur aus träge sind, wird mehr Aufmerksamkeit den Handarbeiten zugewendet. Daher kommt es, daß die Knaben, wenn sie einmal die Schule verlassen, tüchtige Handwerker und Adersleute sind, und die Mädchen nicht minder tüchtige Hausfrauen. Auf meinem ersten Besuche, den ich einem jüngst verheiratheten Häuptlinge machte, war ich ganz erstaunt über die große Ordnung und Reinlichkeit, die im Hause herrschte. Die junge Frau war, als wir eintraten, mit Nähen auf einer Nähmaschine beschäftigt, sie hatte ein Kittunkleid an und war übrigens ganz nach Art der Weißen gekleidet. Sie hatte bei den Schwestern, von welchen sie aufgezogen worden war, gut englisch und ein wenig französisch sprechen gelernt, besser aber noch die Haushaltung. Das Blockhaus, in welchem das junge Ehepaar wohnte, bestand aus drei Räumen; der erste, dessen Eingang gleich auf die Straße führte, war die Arbeits- und Wohnstube, hinter dieser befand sich das Schlafzimmer und zur Seite beider war die Küche. Alles in den drei Zimmern lag sauber und nett auf seinem Platze, nur in der Küche war eine Pfanne auf dem Boden stehen geblieben, und hierüber beschämt, bat uns die Indianerin um Entschuldigung; sie sagte, sie hätte Brod gebacken und dann vergessen, die Pfanne auf ihren Platz zu stellen. — Mit diesem Beispiele will ich jedoch nicht gesagt haben, daß alle Häuser sich in einem so guten Zustande befinden. Ein großer Theil derselben läßt noch viel zu wünschen übrig; diese gehören aber durchwegs Indianern, die nicht in

der Schule erzogen wurden und deshalb weder an Reinlichkeit, noch an eine civilisirte Lebensweise gewöhnt sind. Die zwei Schulen, die einen solchen Einfluß auf die Civilisirung dieses Stammes üben, werden von allen Besuchern der Mission sehr gelobt. Ich will hier Einiges, um nicht partiell zu scheinen, aus protestantischem Munde citiren. In dem Berichte, den die Sub-Commission für die Indianerangelegenheiten an den Senat der Vereinigten Staaten gegen Ende 1888 sandte, spricht sie in folgender Weise über die hiesigen Schulen:

„Die Schulen haben 100 Schüler, ungefähr gleichmäßig unter die zwei Geschlechter vertheilt; die Knaben und Mädchen sind in zwei voneinander getrennten Gebäuden. Die Erziehung der ersteren ist fünf Lehrern (drei Patres und zwei Laienbrüdern) anvertraut, die der Mädchen fünf Schwestern; P. Van Gorp hat die obere Leitung dieser Anstalten. Die Knaben erhalten Unterricht im Lesen, Schreiben, Arithmetik, Grammatik und Geographie, und ihre Uebungen in der englischen Sprache sind gleich denen der weißen Kinder desselben Alters in den Vereinigten Staaten. Die Mädchen werden von den Schwestern außer in den angeführten Fächern in Musik, im Nähen, Stricken und Haushalten unterrichtet. Für eine Zeitlang ward nur für Mädchen eine Schule gehalten und die Folge davon war, daß die aus der Schule verheiratheten jungen Frauen dem Gespötte der Gefährtinnen nicht hatten widerstehen können und in eine, wenn möglich, ärgere Barbarei, als den ihrer Ehemänner und ihres Stammes zurückfielen. Nach Gründung der Knabenschule jedoch heirathen die jungen Leute, wenn sie die Schule verlassen, unter sich und helfen der Civilisation und Religion in der Nachbarschaft, wo sie sich niederlassen. Die Patres und der Agent stehen dem jungen Ehepaare bei im Aufbau des Hauses und der Feldbestellung. Wir können nicht genug diese bewunderungswürdige Schule empfehlen, obwohl manche hierin nur ein Handelsgeschäft oder sonst dergleichen sehen, nicht aber die höchsten Motive, die edle Männer und Frauen bewegen, sich aufzuopfern und ihr Leben in der Erziehung von Indianerkindern zu verbringen, während sie ausgestattet mit den besten Geistesanlagen, sich auf jedem beliebigen Lebenswege hätten auszeichnen können.“

Zu diesem Berichte muß ich hinzufügen, daß die Knaben jetzt auch Musikunterricht erhalten. Mit großer Mühe und Sorgfalt brachte es P. Bandini sogar soweit, eine Musikbande zu bilden; ein Werk, dessen Erfolg man bis dahin bezweifelt hatte.

Was die Religionsübungen anbelangt, so kommen die Indianer stets pünktlich des Morgens zur heiligen Messe und des Abends zum gemeinschaftlichen Gebete. An den Sonn- und Feiertagen geht ein großer Theil derselben zur heiligen Communion, und es ist erbauend zu sehen, mit wie großer Andacht diese Wilden sich dem Tische des Herrn nahen. Alle tragen das Scapulier, ein Kreuzchen und Medaillen um den Hals und zu diesem fügen sie oft noch den Rosenkranz hinzu. Ihre Religion beschränkt sich aber nicht auf das Äußere allein: sie sind, soweit ich es seit der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in dieser Mission beurtheilen kann, auch gute, tugendhafte Katholiken. Zum Beweise will ich von einem Besuche erzählen, den ich einem seit mehreren Jahren an einer Art von Gift kranken Indianer gemacht habe. Bald nach meiner Ankunft nämlich bat ich einen der hiesigen Patres, mich das Innere eines Indianerzeltes sehen zu lassen, und er führte mich zu diesem kranken Manne. Wir traten, oder besser gesagt, wir sprangen



Indianerlager im Felsengebirge.

nach Art von Kagen durch das etwa 1 m messende und vom Boden etwa $\frac{1}{2}$ m absteigende Zeltloch hinein. Der vom Zelte eingeschlossene Raum mochte etwa 4 qm messen; auf zwei Seiten war der Boden mit Rindshäuten belegt, die zugleich als Bettstellen und Stühle dienten. Der Kranke lag auf einer dieser Häute, und wir nahmen ohne irgend welche Aufforderung auf der andern Seite Platz; denn so will es die Sitte der Indianer. Am Eingange zu den Füßen des Kranken kauerte seine Frau in halb stehender, halb knieender Stellung; der kleine Raum, der zwischen uns übrig blieb, war für das Feuer bestimmt. Nach einer kurzen Vorstellung fing unsere Unterhaltung an. Der Indianer drückte uns seine Freude aus, daß neue Kodjalks (black gowns, Schwarzröcke) in die Mission gekommen wären, und auf seinen Rosenkranz deutend, fügte er hinzu, er bete für alle Kodjalks und für alle ihre Nächsten. Ich frug ihn, wie lange es sei, daß er an der Krankheit leide, und nach einer ziemlich langen Berechnung gab er mir endlich zur Antwort, es seien etwa sieben Jahre, und zwei Jahre, daß er beständig das Bett hüte. Hierauf begann er eine lange, gravitätische Rede; er sagte, er sei ein schlechter Mann gewesen und dafür von Gott gestraft worden, er habe sich darauf gebessert. Er spiele jetzt nicht, noch trinke er; was er leide, sei zu gering, verglichen mit den Leiden, die Jesus für ihn am Kreuze ertragen habe. Und so sprach er fort für einige Minuten und würde fortgefahren haben, hätte der Pater nicht ein Zeichen gegeben, daß wir uns verabschieden wollten. Ich verließ den Kranken, erbaut von seinem Gespräche, mehr aber von dem schönen Beispiele der Geduld und Ergebung in den Willen Gottes, das er mir gegeben hat.

Aus dem Wenigen schon, das ich über die Mission habe mittheilen können, ist leicht zu ersehen, welche eine Aenderung unsere heilige Religion in den Sitten und der Lebensweise der Indianer bewirkt hat. Dieses unglückliche Volk, das vorher von der Regierung wie Wild zum Tode verurtheilt schien, erwirbt sich nun die Achtung Aller, mit denen es zu schaffen hat, und dieses in einem solchen Grade, daß die obengenannte Commission in demselben Berichte an den Senat schreiben mußte: „... Da ist in keinem andern Stamme, wie hier, eine solche Gelegenheit geboten, um völlig die Fähigkeiten der Indianer für eine civilisirte Lebensweise und für Handwerke zu prüfen, und der große Fortschritt zeigt hinlänglich, daß diesem unglücklichen Volke eine andere Zukunft vorbehalten ist und nicht die der Barbarei oder des endlichen Aussterbens.“

Oceanien.

Apost. Vikariat Melanesien und Mikronesien. Daß die Missionäre von Jssobun auf der Thursday-Insel in der Torresstraße sich niedergelassen hatten, um von dort aus an der Südküste von Neu-Guinea eine Mission zu eröffnen, ist unsern Lesern bekannt. Endlich konnte das Werk begonnen werden, wie wir aus dem folgenden Briefe ersehen, den der hochw. P. Verius unter dem 7. Juli 1885 auf der Jule-Insel schrieb:

„Wie einst d'Albertis, der berühmte Erforscher von Neu-Guinea, kann auch unsere kleine Missionsgesellschaft schreiben: 'Endlich bin ich in Neu-Guinea und hoffe mit der Gnade Gottes daselbst zu bleiben.' Ja, wir sind in Neu-Guinea und zwar ist es dabei so wunderbar zugegangen, daß man die Hilfe Gottes klar erkennen muß. Schon lange suchte der hochw. P. Navarre Mittel und Wege, nach Neu-Guinea zu gelangen. Aber der böse Feind kannte unsere Absicht und suchte

sie zu hintertreiben. Es ist nicht ohne Interesse, unsere Erfahrung mit einer ähnlichen des hl. Franz Xaver zu vergleichen. Dieser große Heilige wollte einmal von Ternate zu den Wilden der Sundastraße; allein der Haß der Hölle brachte es dahin, daß sich ihm alle Fahrzeuge verschlossen, ja daß der Gouverneur einen Befehl veröffentlichte, der allen portugiesischen Schiffen verbot, Reisende nach den Mohreninseln zu bringen. Der hl. Franz Xaver ließ sich aber nicht einschüchtern; er hatte weder Raft noch Ruhe, bis er ankam, und wurde von den Wilden, welche man ihm als Menschenfresser geschildert hatte, sehr gut aufgenommen. Ganz ähnlich erging es unserm hochw. P. Navarre mit Neu-Guinea. Zuerst wollte man uns mit dem mörderischen Klima erschrecken; dann sagte man, die Wilden seien die grausamsten Ungeheuer der Welt; endlich wurde die Ueberfahrt nach Neu-Guinea ausdrücklich verboten. Für Gold erklärte man sich dennoch bereit, uns hinüber zu bringen; aber wir sind nicht reich, und die Hölle schien einen Augenblick zu siegen. Doch der Wille Gottes geschieht. Von dem Verbote der Ueberfahrt wurden die Missionäre ausgenommen. Aber die Schiffe konnten nicht in See gehen. Hätte die Mission nur ein eigenes Boot gehabt; allein unser Geld reichte dazu nicht aus. Da kam eines Sonntags nach dem Hochamte der Kapitän Moresby zu uns, ein Amerikaner, der schon 21 Jahre in dieser Gegend lebt, die Südküste Neu-Guineas selbst erforscht und dem ausgezeichneten Hafen Port-Moresby seinen Namen gab. Dieser gute Kapitän hatte während seiner Krankheit in Cooktown Mrgr. Hutchinson von unserer Verlegenheit reden hören und daß wir gerne nach Neu-Guinea gingen, ohne die Mittel zu haben. Da rief er: Ich will den Katholiken, welche mich in meiner Krankheit gepflegt haben, meine Dankbarkeit beweisen. Ich habe protestantische Missionäre nach Port-Moresby geführt; so will ich jetzt auch den katholischen Missionären eines meiner Fahrzeuge zur Verfügung stellen und sie bringen, wohin sie wollen.' Um dieses Versprechen zu erfüllen, war Kapitän Moresby zu uns gekommen. Sie können sich denken, mit welcher Freude er aufgenommen wurde. Er verlangte einige Wochen zur Ausbesserung des Schiffes, das er uns für vier Monate leihen wollte. Da kam der Kapitän am 18. Juni ganz verlegen zu uns. Trotz der Erlaubniß des Mr. Douglas, des neuen Gouverneurs der Thursday-Insel, der uns von Herzen bereits eine glückliche Reise gewünscht hatte und trotz der Zusage des Generals Scratheley wollte man unsere Abreise hintertreiben. Aber P. Navarre hielt fest; er gab Moresby einen Schein, in welchem er die ganze Verantwortlichkeit auf sich nahm, und die Abfahrt wurde auf den 19. Abends festgesetzt. P. Navarre begleitete mich und die beiden Brüder, welche er mir mitgab, an Bord.

Nun möchte ich Sie gerne mit unserm Schiffe und seiner Mannschaft bekannt machen. Der „Josh“ ist eine kleine Barke von höchstens sechs bis sieben Tonnen Gehalt, aber gut getakelt und ausgerüstet. An Bord trafen wir sieben arme Wilde von Australien, welche Moresby nach seiner Fischerstation führen will. Wir können also damit beginnen, mit den Wilden ein Familienleben zu führen; denn wir sind enge genug zusammengepfert; hat doch das Schiff 8 m Länge und 3 m Breite. Man wundert sich, wie man in so gebrechlichen Fahrzeugen der Wuth des Meeres zu trotzen wagt. Ferner sind an Bord zwei Matrosen, Moresby selbst und zwei „Majestäten“, nämlich der König der Berg-Ernst-Insel und der König von Moatta am Katan-Fluß in Neu-Guinea. Beide Majestäten

sind schwarz, aber ziemlich gut gekleidet und stehen augenblicklich im Dienste des Capitän Moresby. Der König von Motatta heißt Maino und ist der Sohn jenes Maino, welcher d'Albertis auf dem Fly-River begleitete. Dieser Wilde ist von den besten Gesinnungen beseelt; er liebt Gott, wünscht getauft zu werden, und will alle Götzenbilder verbrennen, in deren Anfertigung er selbst der erste Meister war.

So gingen wir denn am 19. Juni gegen 10 Uhr Abends in See und segelten zunächst bis an die Spitze der Insel, um dort die Nacht vor Anker zuzubringen und dann am folgenden Morgen nach der Insel York zu steuern, der Station des Capitän Moresby. Der Ocean raste, und da wir noch nie auf so kleinen Fischerbooten gereist waren, stellte sich sehr bald heftige Seekrankheit ein. Unser Schiff war überladen; wir mußten also einige Leute und Kisten auf die „Coral-Sea“ hinüberschaffen, welche ebenfalls nach der Insel York segelte. Am Abende des 20. ging die See so hoch, daß wir hinter einer Insel uns vor Anker legen mußten. Wir stiegen ans Land, um daselbst das Brevier zu beten; denn an Bord war Lesen oder Sprechen eine Unmöglichkeit; man mußte sich an dem Mast oder am Takelwerk festhalten, wollte man nicht ein gewungenes Bad nehmen und den Fischen einen Besuch abstatten. Der Abend war schön. Nach einer kurzen Rast pflanzten wir auf dem öden Eilande ein Kreuz auf und kehrten nach Beendigung unserer Gebete an Bord zurück. Am folgenden Morgen war das Meer ruhiger, am 22. ebenfalls, aber dann waren wir wieder genöthigt, uns hinter einer Insel zu bergen. Endlich zeigte sich die Insel York am Horizonte; bei derselben lag der „Gordon“, eine große Fischerbark, vor Anker. Dieses Fahrzeug stellte uns die Güte Mr. Moresby's auf vier Monate zur Verfügung. Moresby nahm uns auf seinem wilden Eilande freundlich auf; er hatte eigens für uns eine neue Hütte aufschlagen lassen. Alles ging prächtig. Meine Leute luden Holz und Wasser und das Gepäc ein; aber noch war nicht jede Schwierigkeit geebnet. Zunächst konnte uns Moresby den versprochenen Kisten nicht geben. Ich fürchtete, das Leben von sieben Menschen diesem unbekannten, von Klippen wimmelnden Meere anzuvertrauen. Aber im Vertrauen auf die seligste Jungfrau, der wir uns kindlich anempfohlen, entschlossen wir uns dennoch, die Fahrt zu wagen. Da stellt sich eine neue Schwierigkeit ein; es ist kein Kompaß auf dem Schiffe. Glücklicher Weise kam ein Fahrzeug an, das uns einen Reservekompaß abtreten konnte, und so lichteten wir am 25. in der Frühe, nachdem wir Mr. Moresby herzlich gedankt und in unserer Hütte die heilige Messe gelesen hatten, die Anker.

Die Fahrt war schrecklich. Gerade als wir zwei Korallenbänke passirten, erhob sich ein Regengsturm und ging die See über unser Schiff weg. Meine Gefährten waren nahe daran, den Muth zu verlieren; ich hielt mich krampfhaft am Vordersteven und suchte allfällige Klippen zu entdecken. Am Abende gingen wir bis auf die Haut durchnäht hinter Darnley-Insel vor Anker. Der Wind riß uns los und wir hatten viel Mühe, bis wir wieder sicher vor Anker lagen. Am 27. setzte ein günstiger Wind ein; wir lichteten den Anker, um ihn nicht mehr auszuwerfen bis zur Küste von Neu-Guinea. Jetzt ging es auf die hohe See, da gab es keine Insel mehr, die uns Schutz geboten hätte. Muthig voran! Es kann uns nichts widerfahren, als was Gott zu seiner Ehre zuläßt. — Den 27. und 28. ging die See sehr hoch; die Wogen schienen uns höher als unsere Masten. Dreimal wären wir beinahe über Bord

gewaschen worden. Wie klein fühlt man sich in solch großen Gefahren! Die Brüder waren bleich vor Schreck. Am 28. gegen 6 Uhr Abends klärte sich der Himmel nach der Seite, wo Neu-Guinea lag, endlich auf. Eine kleine, müde Taube verkündete uns die Nähe des Landes; ermattet setzte sie sich auf unsere Segelstange; Alle sagten: „Das ist ein gutes Vorzeichen!“ Plötzlich rief Br. Gasbarra: „Neu-Guinea! Neu-Guinea!“ Wirklich, da lag das Land der Verheißung vor uns; Freudenthränen traten mir in die Augen. An Schlaf war diese Nacht nicht zu denken. Einen großen Theil der Nacht hatte ich meinen Blick auf den Strand gerichtet und ich segnete die Insel im Namen des Papstes.

Die beiden folgenden Tage wurden dazu benützt, das Land auszulundschaften. Wir waren in der Nähe von Cap Possession, mußten also südbüßlich fahren, um Nule-Inland zu finden. An der Küste hinsegelnd, sahen wir zwei große Dörfer. Als wir bei einem derselben vor Anker gingen, kamen die Wilden rasch an Bord, um Kokusnüsse gegen Tabak einzutauschen. Ein protestantischer Katechist wohnt bei ihnen.

Am 30., dem letzten Tage des Herz-Jesu-Monats und dem Feste des hl. Paulus, des Apostels der Heiden, ankerten wir endlich im Hall-Sound vor der Nule- oder Koro-Insel, dem Ziele unserer Fahrt, wo wir eine Missionsstation gründen wollen, welche hoffentlich die Mutterstation für viele andere in Neu-Guinea sein wird. Am 1. Juli stiegen wir ans Land. In einer sehr schönen Bucht auf der Südseite der Insel sagte der Kapitän: „Ich sehe Häuser, Pflanzungen, einen, zwei, drei Wilde.“ „Halten wir also“, rief ich, „werfen wir die Anker in dieser Bucht, hier will uns Gott haben. Port-Léon soll diese Bucht heißen zum ewigen Gedächtniß an Se. Heiligkeit Leo XIII., der uns mit der Verkündigung des Evangeliums in Neu-Guinea betraut hat. Der Hügel dort soll unser künftiges Missionshaus tragen.“

Raum lagen wir vor Anker, als sich am Ufer viele Wilde zeigten. Ich machte ihnen Zeichen, zu kommen, und bald bestiegen ihrer 20 die Piroguen, welche sie versteckt gehalten hatten, und ruderten nach unserem Schiffe. Es waren unserem Kapitän zu viele; er fürchtete Schlimmes und lud seinen Revolver. Ich verbot der Mannschaft, ohne meine Erlaubniß zu schießen. Die Wilden kamen ohne böse Absicht, sie zeigten sich sogar etwas furchtsam; ich ließ die Aelteren an Bord kommen und schenkte ihnen etwas Schiffszwieback. Sie griffen gierig zu. Ich bedeutete dann einem von ihnen, der sich Rauma nannte, ich wolle auf seiner Insel landen und meine Hütte neben der seinigen aufschlagen. Er verstand mich und bezeugte eine unmäßige Freude. Er wollte auch wissen, wer ich sei. „Missionär“, antwortete ich ihm. Er hielt das für meinen Namen, und so nennt mich jedermann „Missionary“.

Da ich die Leute in so guter Stimmung fand, sagte ich zum Kapitän: „Man muß das Eisen schmieden, solange es heiß ist; kommen Sie und Br. Nikolaus mit mir; wir wollen sofort ein Stück Land kaufen.“ Ich nahm also das Packet, welches zum Voraus für diesen Kauf bestimmt war, und wir bestiegen eine Pirogue der Wilden. Das Geschäft war in einer Viertelstunde beendet. Rauma, sein Weib Colva, seine ganze Familie und ich umgingen das Landstück, das ich kaufen wollte, und bezeichneten seine Grenze mit kleinen Steinhaufen. Dann breitete ich zu Füßen Rauma's drei Hemden, drei Taschenmesser, drei Halschnüre, drei Spiegel, zwei kleine Harmoniken und etwas Tabak aus. Nachdem er diese Schätze genügend bewundert

hatte, bedeutete ich ihm, das sei sein Eigenthum und das sei mein Eigenthum. Er und seine Familie willigten jubelnd ein und sprangen vor Freude. Schon am Abende füllten wir Holz für unsere Hütte.

Am folgenden Tage, Mariä Heimsuchung, vollendeten wir eine 6 m lange und 4 m breite Strohhütte mit zwei Kammern zum Staunen der Wilden. Am 4. Juli, dem Feste des hl. Mär-

tyrers Jrenäus, dem mein kleiner Tragaltar geweiht ist, hatte ich das große Glück, die erste heilige Messe in Neu-Guinea zu lesen. Die Feier war einfach, aber ergreifend. Wir hatten unsere arme Hütte weiß ausgefärbt; die Fahne des Herzens Jesu, ein Geschenk der guten Schwestern de la Bocca von Rom, bildete die Rückwand des Altars und den einzigen Schmuck unseres armen Heiligtums."

Miscellen.

Der Barbier von So-ce. „Die hiesigen Barbier verdienen alles Lob,“ heißt es in einem Brief des P. Froc, S. J., aus Si-ta-wei vom 12. Mai I. J., „aber sie haben ihre chinesische Originalität gegen europäische Manieren eingetauscht. Anders der alte Ty-beu in So-ce: der ist das Urbild eines chinesischen Barbiers. Nur in einem Punkte hat er sich von unserer Cultur beeinflussen lassen; er trommelt nicht mehr auf den Rücken seiner Kunden. Doch das ist nebensächlich, im Uebrigen bleibt er beim Alten und Hergebrachten.“ Nach P. Froc geht es etwa so zu. Sobald Ty-beu Jemanden die Hand auf den Kopf gelegt hat, weiß der Betreffende, daß er es mit einem Meister zu thun hat. Die Flechten des Kopfes werden gelöst, ein paar kräftige Striche mit der Bürste erteilt, die Haare, welche die Operation zu überbauern bestimmt sind, zu einem Knäuel geballt, und dies Alles in einem Augenblick. Man wirft einen besorgten Blick nach der Wasserschüssel, denn das Wasser scheint nahezu siedend. Nun wird bedeutet, der Kopf sei ein wenig vornüber zu neigen, denn die einleitenden Schritte sind geschehen. Die flach ausgebreiteten Hände des geschickten Haarflüsters berühren eben nur die Wasserfläche und gleiten dann so leicht und so sanft über den Kopf, daß man kaum etwas spürt. Aber das soll halb anders werden. Die Proceur wiederholt

sich einigemal. Nun kann die Kopfhaut an die hohe Wärme des Wassers schon gewöhnt sein, darum werden die Reibungen immer kräftiger, die Bewegungen immer rascher. Schon schöpft er einfach mit der hohlen Hand aus dem Napf, und Gießbäche heißen Wassers strömen über den Nacken, überall ihre versengende Wirkung ausübend. Dazu klopft Ty-beu mit der Handfläche auf die Glase, als wollte er sich Beifall klatschen. Schon ist die Kopfhaut mürbe, und deren Befestiger gleichfalls. Es wird ihm ein niedliches Körbchen gereicht, das die Abfälle von seinem Haupt aufzunehmen bestimmt ist. Das chinesische Rasirmesser wird angelegt, man sagt, es gleiche einer Gabel. Man muß Ty-beu gewähren lassen: Kopf, Hals, Ohren, Nase, Wimpern, alle Schädelgegenden, wo auch nur der Schatten eines Härchens anzutreffen sein könnte, werden von seinem Messer heimgesucht. Ty-beu liebt sein Instrument; die letzten Striche des Messers ziehen an der Stirne eine Art Wellenlinie; hierbei gleicht er einem begeisterten Künstler, der die letzte Hand an sein Werk legt. Armer Ty-beu! seine Hand hat nicht mehr die Geschmeidigkeit von einst: Schmarren und Schrammen seiner Kunden bezeugen es; aber es muß doch immerhin eine Freude sein, einen Barbier zu sehen, der von der Würde seiner Stellung in der Gesellschaft also durchdrungen ist.

Für Missionszwecke.

| | Marl. | | Marl. | | Marl. |
|---|--------|---|--------|---|-------|
| Für die dürftigsten Missionen: | | Für die Missionen in Palästina: | | Für verschiedene Zwecke: | |
| Von Frau G. L. S. | 200.— | Von C. Müller, Pfarrer in Gultin | 10.— | „SS. cordi Jesu“ | 2.— |
| „G. B. durch A. Reimer, Beneficiat in | 100.— | Für die Missionen in Afrika: | | Von Kaplan Franz in Ratibor | 10.— |
| Vom Pfarramt Dantenborn | 100.— | Durch Kaplan Klose in Berlin | 7.30 | „R. M. B. S. | 4.— |
| Von B. Schmitz, Rector in Altdorf | 100.— | Von Pfarrer Strobel in Thalheim | 22.— | „Pfarrer R. S. in R. | 23.— |
| „Kaplan Wendling in Erlangen | 40.— | Für die Jesuiten-Mission am Sambesi | | Von B. S. in S. Vivat sequens | 8.10 |
| „Pfarrer Strobel in Thalheim | 22.— | (Südafrika): | | „B. in S. | 5.10 |
| Für die Missionen in China, Tongking | | Von B. in S. | 5.— | | |
| und Indien: | | Zur Anschaffung von Bildern für die | | | |
| Von A. Spenkel, Kaplan in Kreuzenborn | 6.— | Missionen: | | | |
| „Pfarrer Fleischhut in Nieberrieden | 100.— | „SS. cordi Jesu“ | 3.— | | |
| „Dr. Fr. St. in Graz | 161.80 | Für Nordische Missionen: | | | |
| Von Grünten | 5.— | Durch das „Grazer Volksblatt“ in Graz | 48.60 | | |
| Von Causmann in Gießen | 10.— | Für den Kindheit-Jesu-Verein: | | | |
| Durch Walburga Gräfin Lozansky, Stiftsdame | | „SS. cordi Jesu“ | 3.— | | |
| in Prag | 24.81 | Von Kaplan Franz in Ratibor | 27.96 | | |
| Aus Blergen | 20.— | „Pfarrer L. Sch. in St. | 12.— | | |
| Von Joh. Kästgen in Remscheid | 1.65 | „Pfarrer Strobel in Thalheim | 22.— | | |
| Durch Kaplan Klose in Berlin | 10.— | Für den Bonifacius-Verein: | | | |
| Von M. R. in Gidschatt | 20.— | „SS. cordi Jesu“ | 2.— | | |
| „Königshütte: Omnes ss. Martyres, orate | | Von Kaplan Franz in Ratibor | 10.— | | |
| pro nobis | 20.— | Zum Verkauf und Unterhalt von Heiden- | | | |
| Durch Carl Winifer, f. f. Hofbuchhandlung in | | kindern: | | | |
| Brünn | 32.36 | Von Th. S. | 10.— | | |
| Von J. B. aus Würdenthal | 8.07 | „den Schülkindern der St. Peter- u. Pauls- | | | |
| „Ungenannt aus München | 10.— | Gemeinde in St. Louis, Mo. | 386.— | | |
| „R. M. B. S. | 6.— | „Kaplan Wendling in Erlangen | 30.— | | |
| „L. M. | 32.32 | „In honorem S. Simonis, apostoli“ | 37.— | | |
| Für nothleidende Missionspriester zur | | Von Carl Krid, Cooperator in Simbad | 21.— | | |
| Verordnung von hl. Messen: | | Durch die Redaction des „Sendboten des gött- | | | |
| Von Pfarrer Starplik in Seidwitz | 45.— | lichen Herzens Jesu“ in Innsbruck | 433.70 | | |
| „J. A. B. | 40.— | Zum Verkauf und Unterhalt von Neger- | | | |
| „G. B. aus Aachen | 20.— | kindern: | | | |
| „Ungenannt | 2.— | Von C. Müller, Pfarrer in Gultin | 10.— | | |
| „Persolvendis Missis“ | 3.22 | „Ungenannt in L. a. d. S. | 100.— | | |
| Von M. Schäfer, Dechant in Maria-Saal | 97.09 | Pro Papa: | | | |
| „A. Grasser, Kaplan in Kronach | 26.— | Von Kaplan Franz in Ratibor | 6.20 | | |

Zusammenstellung

der in No. 1 bis 12 der „Katholischen Missionen“, Jahrgang 1885, verzeichneten Beiträge.

| Eingegangen laut No. 1: | M. |
|-------------------------|---------|
| 2: | 1421.48 |
| 3: | 4269.52 |
| 4: | 6989.84 |
| 5: | 7993.95 |
| 6: | 3779.49 |
| 7: | 4658.02 |
| 8: | 3811.39 |
| 9: | 2955.71 |
| 10: | 4330.14 |
| 11: | 4163.73 |
| 12: | 5180.86 |
| Summa: | 4430.98 |

Summa: M. 53985.11

worüber Quittungen im gleichen Betrage vorliegen.

Freiburg (Baden), 15. November 1885.

F. J. Sutter,
Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redactionschluß und Ausgabe: 2. December 1885.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.